



WERK und WIR
HOESCH AKTIENGESELLSCHAFT

2

1963

L 7147E





Titelseite: 140 Meter lang ist der Durchlaufglühofen – eine der wichtigsten „Nebenanlagen“ des neuen Kaltwalzwerkes. Unser Bild zeigt nur einen kleinen Ausschnitt dieser für die Qualität des Bandes so wichtigen Anlage: den Einlauf, den Franz Niehaus von seinem Steuerpult aus regelt



Rückseite: Auch der Schlingenturm gehört zur Durchlaufglühanlage. In ihm hängen ständig 100 Meter des papierdünnen Bandes zur Reserve, damit keine Stockungen im Arbeitsfluß eintreten

Der Blick zurück in die Geschichte:

Es geschah vor dreißig Jahren . . .

Am 30. Januar 1933 begann der deutsche Schicksalsweg.

Das „Tausendjährige Reich“ hat zwölf Jahre, zwei Monate und acht Tage gedauert. Die Jahre 1933 bis 1945 umschließen das düsterste Kapitel deutscher Geschichte.

Am 30. Januar 1933 wurde Adolf Hitler, der Gefreite des ersten Weltkrieges und Führer der Nationalsozialistischen Arbeiterpartei, deutscher Reichskanzler. Trotz Gewalt, Terror, Rechtlosigkeit und Gaskammern, mit denen Adolf Hitler regierte, erreichte er für sein von raffinierten Propagandamethoden gestütztes Regime internationale Anerkennung. Mit dem von ihm 1939 in wahnsinnigem Aberwitz entfesselten zweiten Weltkrieg stürzte er Deutschland in einen geschichtlich einmaligen Abgrund. Sein Erbe: Ruinen, Elend, Chaos. Sein Regime kostete vierzig Millionen Menschen das Leben. Ungezählte verloren Freiheit, Gesundheit und Eigentum. Die Jahre nach 1945 brachten nach der bedingungslosen Kapitulation als weiteres Erbe Hitlers, der sich als „größten Feldherrn aller Zeiten“ bezeichnen ließ, das zersplitterte Deutschland mit der Mauer in Berlin und damit die Trennung Deutscher von Deutschen.

Was geschah vor dreißig Jahren? Es ist gut, wenn wir uns heute daran erinnern. Die Älteren unter uns denken noch an jene Tage der Fackelzüge nach dem 30. Januar 1933 und vielleicht auch an die Vorgänge, die zu diesem Tage führten. Die Jüngeren aber wissen kaum oder nur vom Hörensagen davon. Und darum sind wir im vorliegenden Heft den Hintergründen dieser entscheidenden deutschen Schicksalsjahre nachgegangen. WERK UND WIR hat Professor Golo Mann, den Sohn des Dichters Thomas Mann, als objektiven historischen Deuter gebeten, eigens für unsere Werkzeitschrift die damaligen Vorgänge zu schildern. Wir freuen uns, daß es gelungen ist, einen so profilierten und unvoreingenommenen Historiker gewonnen zu haben zur Nachzeichnung eines Geschichtsbildes jener Jahre, die wir heute als unselige Epoche betrachten.

Aus den Fehlern der Vergangenheit zu lernen und sich vorzunehmen, in der Zukunft besser, vorsichtiger und klüger zu handeln, das gilt für das Leben jedes einzelnen genauso wie für das eines ganzen Volkes. Man kann aber die Lehren aus der Vergangenheit nur ziehen, wenn man diese genau kennt, wenn man weiß, welche Fehler im einzelnen begangen wurden, welche Irrtümer vorkamen und welche Maßnahmen zum tragischen Ende geführt haben. Und so muß man sich auch die Staatsform der Diktatur und die des Nationalsozialismus mit seinem Terrorregime im besonderen vergegenwärtigen, wenn man überhaupt begreifen will, was damals vor sich gegangen ist. Es ist ein Trugschluß, wenn man daran glaubt, die hohe Politik brauche den Mann auf der Straße nicht zu interessieren. Genauso tragisch aber ist der Glaube, gute wirtschaftliche Entwicklungen könnten dauerhaft sein ohne eine Harmonie mit einer gesunden politischen Sphäre. Die Kriegswirtschaftspolitik der Nazis führte zum Chaos. Ein Heer von Jasagern schaufelte sich mit spontaner Zustimmung auf die Frage des Propagandaministers Goebbels „Wollt Ihr den totalen Krieg?“ das eigene Grab.

Eine weitere Frage, die sich in diesem Zusammenhang aufdrängt, ist die: Stimmt in unserer jungen Demokratie alles? Noch in den letzten Tagen des vergangenen Jahres sprach der Chefredakteur der „Süddeutschen Zeitung“, Hermann Poerzgen, ein vielleicht allzuhartes Urteil, über dessen Wahrheitsgehalt man aber trotzdem mit allem Ernst und allen Sorgen nachdenken sollte: „Es gibt da eine Kluft, die sich vor unseren Blicken auftut, zwischen den in voller Üppigkeit gedeihenden, selbstgewissen Verwaltungskörpern des Staates, dessen unverwüstlicher Anstaltscharakter vieles überdauert, und diesem kühnen Experiment, zum zweitenmal nach einer katastrophalen Niederlage die parlamentarische Demokratie in deutschen Landen heimisch zu machen. Das autoritären Neigungen zugetane Behördensystem aus der Tradition des von weither gebrachten Obrigkeitsstaates einerseits und die mit guten Vorsätzen oder schlaun Vorbehalten gleichsam als Überbau draufgesetzte Demokratie andererseits – sie stehen nun nebeneinander, sie existieren fast zusammenhanglos, ohne innere Beziehung, bar der echten Kommunikation, in zwei politischen Sprachen aneinander vorbeizureisend . . . Wird die vielberedete, bald heillos vermischte, bald bedrohlich gespaltene ‚Verfassungswirklichkeit‘ unseres Staatswesens schließlich eine demokratische sein? . . . Insofern geht es im härtesten Wortsinn um das Wohl der Bundesrepublik . . .“

Damit ist auch die Brücke von 1933 zu heute geschlagen. Politik und Staatsbürgerkunde gehören in ihren Kernfragen auch zum Programm einer Werkzeitschrift, weil letztlich jeder Mensch an jedem Arbeitsplatz, soll dieser gesichert sein, um Wissen, Mitdenken und Mitleben nicht herumkommt. Und darum auch haben wir im vorliegenden Heft den Blick auf die Geschehnisse vor dreißig Jahren gelenkt.

Inhalt

- 39 Ein Koloß – gesteuert mit den Fingerspitzen
- 41 Rund um das neue Kaltwalzwerk
- 44 Festlicher Empfang bei Hoesch
- 46 Tagung der Landesvereinigung
der Industriellen Arbeitgeberverbände Nordrhein-Westfalens
- 48 Helmut Hennig gestorben
- 48 Wir wählen neue Betriebsräte
- 50 Ein halbes Jahrhundert „Fürst Leopold-Baldur“
- 52 Miteinander – Füreinander, die neue Fernsehlotterie
- 55 Passiert – notiert – fotografiert
- 56 Bild des Monats
- 57 Plauderei am runden Tisch über Steuern
- 59 Wir lasen für Sie
- 60 Es geschah vor dreißig Jahren ■
- 68 „Das blaue Pferd“ von Franz Marc ■
- 70 Sport als Steckenpferd – Skilaufen ■
- 73 50 Jahre bei uns
- 74 Jubilare
- 75 Fotowettbewerb



Hoesch AG Bergbau Essen-Altenessen



Hoesch AG Westfalenhütte Dortmund



Hoesch AG Walzwerke Hohenlimburg



Hoesch AG Rohrwerke Hilstrup



Schmiedag Aktiengesellschaft Hagen i. Westf.



Maschinenfabrik Deutschland AG Dortmund



Trierer Walzwerk Aktiengesellschaft
Wuppertal-Langerfeld



Becke-Prinz GmbH Dortmund



Dörken Aktiengesellschaft Gevelsberg



Schwinn Aktiengesellschaft Homburg/Saar



Schwinn S.à.r.l. Hénin-Liétard (Pas-de-Calais)



Rheinischer Vulkan, Chamotte- und Dinaswerke mbH
Oberdollendorf a. Rhein



Dortmunder Drahtseilwerke GmbH Dortmund



Hoesch Hammerwerk
Ruegenberg GmbH Olpe i. W.



Dortmunder Plastik GmbH Dortmund



Hoesch Bergbautechnik GmbH Dortmund



Werk Federstahl Kassel



Hoesch Eisenhandel mbH Dortmund

Claasen, Muth & Co. GmbH Bremen



Hoesch Reederei und Kohlenhandel GmbH Essen



Schiffswerft Gustavsburg GmbH



Hoesch Düngerhandel GmbH Dortmund



Hoesch Export GmbH Dortmund

Hoesch Export GmbH Oficina de Madrid

Hoesch Export GmbH Bureau Bruxelles



Hoesch Argentina S. A. Industrial y Comercial
Buenos Aires



Hoesch Limited London



Hoesch Italiana Mailand



American Hoesch Inc. New York



Hoesch France S.à.r.l. Paris

Industriewerte AG Dortmund

Gesamtbelegschaft 50000



Ein Kolöß gesteuert mit den Fingerspitzen

Wir besuchen den Hauptsteuerstand der Kaltwalzstraße

In einer Flugzeugkanzel gibt es nicht viel mehr Instrumente als am Hauptsteuerstand der fünfgerüstigen Walzstraße des Kaltwalzwerkes. Mehrere Dutzend Zeiger schwanken über Skalenblätter, Lämpchen und Schriften leuchten auf, Hupensignale tönen, und aus dem Lautsprecher schnarren Meldungen. Die Finger des Walzers gleiten über Hebel und Knöpfe und setzen dabei Kräfte frei, die die eines Flugzeuges bei weitem übertreffen.

Hier, am Hauptsteuerstand der Quarto-Tandem-Straße, wird besonders augenfällig, wie weit sich eine neuzeitliche Walzstraße von der einstigen handwerklichen Fertigung entfernt hat. Der „Blechner“ unserer Tage denkt gar nicht mehr daran, Hand an den Werkstoff zu legen. Ja, er sieht ihn kaum, denn seine Augen hängen an den vielen Schalt- und Kontrollgeräten, mit denen er den Herstellungsprozeß steuert.

Mit 110 Stundenkilometern jagt das Band aus Gerüst 5

Wer den Hauptsteuerstand der Kaltwalzstraße näher betrachten will – hier werden 0,16 Milli-

meter bis 1,25 Millimeter starke und bis zu 1250 Millimeter breite Bänder gewalzt –, sollte zunächst des Überblicks wegen zurücktreten. So ist am besten zu sehen, daß jedes der fünf hintereinander angeordneten Walzgerüste vier Walzen besitzt: die beiden 585 Millimeter starken Arbeitswalzen und die beiden dicken Stützwalzen, deren Durchmesser 1420 Millimeter beträgt.

Jedes Arbeitswalzenpaar vermindert durch einen genau einstellbaren Druck die Dicke des Bleches. Da sich das dünner werdende Blech in die Länge streckt, muß die Geschwindigkeit der Walzen von Gerüst zu Gerüst ansteigen. Unsere schematische Zeichnung veranschaulicht sehr klar die Arbeitsweise der Walzstraße und vergleicht dabei auch die Zunahme der Walzgeschwindigkeit mit der Abnahme der Bandstärke. In diesem Fall beträgt die Durchlaufgeschwindigkeit bei Gerüst 1 beispielsweise 248 Meter je Minute und steigt über 378, 640 und 1000 Meter bis auf 1800 Meter bei Gerüst 5, während die Dicke des durchlaufenden Bandes von ursprünglich 2,25 Millimeter auf 0,26 Millimeter vermindert wird. Welche Kräfte diese Verformung des Bleches bewirken, mögen zwei Zahlen deutlich machen: zunächst der höchsterzielbare Walzdruck von 2400 Tonnen – 16 D-Zug-Lokomotiven mit Kohlentender haben etwa das gleiche Gewicht – und

die bereits genannte Höchstgeschwindigkeit des Gerüsts 5, die – umgerechnet – 110 Kilometer in der Stunde beträgt.

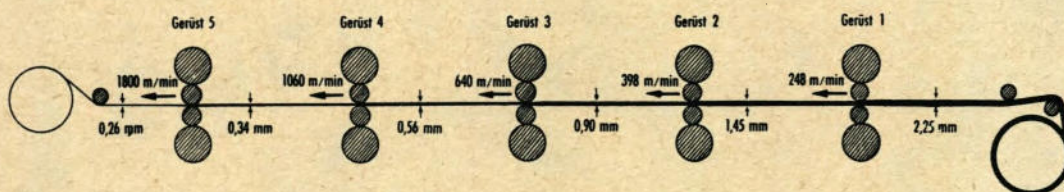
Alle Daten zeigt der Hauptsteuerstand

Schon dieser knappe Überblick läßt die wichtigsten Aufgaben der vielen verschiedenen Meßgeräte ahnen. Geschwindigkeit, Walzdruck, Banddicke und Bandzug – die Zugkraft, die auf das Band zwischen den Gerüsten ausgeübt wird – sind die wichtigsten Werte, die ständig zu messen und zu regeln sind. Sie werden an der jedem Gerüst eigenen Bedienungstafel von einem Walzer überwacht.

Am dritten, am mittleren Walzgerüst aber ist die Bedienungstafel zu einem Hauptsteuerstand erweitert, der die gesamten Daten der ganzen Straße anzeigt. Von hier aus stellt der Erste Walzer die Arbeitsdaten für den jeweiligen Walzauftrag ein, setzt die Straße in Gang, beschleunigt sie und fährt wieder auf „Schleichgeschwindigkeit“ zurück, wenn ein Ring durchgewalzt ist.

Wie sich alles zu einem sinnvollen Ganzen ordnet

Wer nun an den aus zwei schwenkbaren Schalttafeln bestehenden Hauptsteuerstand tritt, um selbst zu sehen, wie es „gemacht“ wird, überläßt sich am besten sachkundiger Führung: so ordnen sich Skalenreihen auf



◀ Diese Zeichnung veranschaulicht die Arbeitsweise der fünf Walzgerüste mit ihren Stütz- und Arbeitswalzen und vergleicht auch die Zunahme der Walzgeschwindigkeit mit der Abnahme der Banddicke

Skalenreihe und Druckknopf auf Drehknopf rasch zu einem sinnvollen und einleuchtenden Ganzen. Folgen auch wir deshalb dem Fachmann und schauen zunächst die linke Schalttafel an. Als zweitunterste Reihe – wir sehen es auch auf dem Farbfoto – sind Hebel zu erkennen, mit deren Hilfe die je nach der Stärke des auszuwalzenden Bandes notwendigen Geschwindigkeiten für die einzelnen Gerüste vorgewählt werden. Die beiden darüberliegenden Metalltafeln mit ihren Drehknöpfen, dem großen Skalenrund und dem rotleuchtenden Lämpchen sind mit je einem Röntgengerät verbunden, von dem das eine hinter dem ersten Walzgerüst und das andere hinter dem fünften Walzgerüst die Dicke des Bandes ständig mißt und ein etwaiges Abweichen von der verlangten Dicke auf ein tausendstel Millimeter genau anzeigt.

Über diesen beiden Tafeln sind vier Reihen mit je fünf quadratischen Skalen angebracht – fünf immer deshalb, weil die Werte ja für jedes der fünf Gerüste gesondert erscheinen. Eine Reihe zeigt an, welche Geschwindigkeit vorgewählt wurde, eine zweite, mit welcher Geschwindig-

▼ Unser Farbbild zeigt den Hauptsteuerstand der Walzstraße, von dem aus Heinz Olschewski die ganze Straße fährt und der die Daten aller fünf Walzgerüste anzeigt. Was die einzelnen Hebel, Knöpfe und Skalen bedeuten, wird in unserem Bericht erläutert

keit im Augenblick tatsächlich gefahren wird. Die dritte Reihe weist aus, ob gleichmäßiger Druck auf die ganze Breite des gewalzten Bleches ausgeübt wird und die vierte, ob auch der „Zug“ gleichmäßig erfolgt.

An der rechten Schalttafel liegt die Hand des Walzers

Da eine Wechselsprechanlage die einzelnen Überwachungsstellen untereinander und auch mit den Werkstätten verbindet, gehört zur rechten Schalttafel ein Lautsprecher, dessen Rundung ganz oben links sichtbar ist, und ein Mikrophon, das sich in Mundhöhe dem Walzer entgegenstreckt. Unter dem Lautsprecher sind wieder drei Skalenreihen erkennbar, die die elektrischen Einspeisungen, die Walzdrucke und die Bandzüge für jedes Gerüst anzeigen. Zwei weitere Skalen geben an, ob die Dicke des Bandes nach dem ersten und nach dem fünften Gerüst vom Sollwert abweicht – auch sie sind mit den beiden schon erwähnten Röntgengeräten verbunden, während auf einer dritten Skala die nach einem anderen Verfahren gemessene Banddicke zur Kontrolle noch einmal erscheint.

Die Hand des Walzers liegt druckbereit neben vier Knöpfen, mit denen die gesamte Walzstraße auf „Beschleunigen“, „Konstant“ und „Schleichgeschwindigkeit“ eingestellt oder bei

Gefahr augenblicklich gestoppt wird. Verdeckt von der Hand liegen die Hebel, mit denen der jedem Auftrag entsprechende Walzdruck vorgewählt wird. Darunter befinden sich Schalter für den Antrieb der Walzen, und zwischen all den aufgezählten Meßgeräten leuchten in kleinen weißen Quadraten Schriften auf, die beispielsweise Auskunft geben, ob die Anlage betriebsbereit ist und wie es mit dem Kühlwasser und den Fettemulsionen bestellt ist.

Zusammenschau, Aufmerksamkeit, Reaktionsfähigkeit

Wir fürchten, daß auch nach diesen stark vereinfachten und nicht einmal vollständigen Angaben über die Vielfalt der am Hauptsteuerstand der Kaltwalzstraße abgelesenen und geregelten Meßwerte dem Nichtfachmann ein wenig schwindlig geworden sein mag. Jeder Fachmann hingegen wird die ausgeklügelte elektronische Steuerungstechnik bewundern, die den kontinuierlichen Durchlauf des Bandes und damit die 50000-Tonnen-Kapazität unserer Kaltwalzstraße erst möglich gemacht hat. Beide aber – Laie und Fachmann – werden den Walzern ihre Achtung nicht versagen, die dieses komplizierte Steuerungssystem beherrschen und denen die notwendige Zusammenschau aller Instrumente, stete Aufmerksamkeit und schnelle Reaktionsfähigkeit selbstverständlich sind.



Rund um das neue Kaltwalzwerk

So eindrucksvoll Größe, Leistung und Präzision der fünfgerüstigen Kaltwalzstraße auch sind – in der Weite der fünf Hallenschiffe des neuen Kaltwalzwerkes verliert sich fast dieses Herzstück des Werkes. Überrascht stellt der Besucher fest, wie weite Kreise eine Investition wie die der Tandemstraße zieht und welcher Größenordnung die vielen der Walzstraße vorder- oder nachgeordneten Anlagen angehören. Anlagen, die meist nur am Rande erwähnt werden, wenn vom neuen Kaltwalzwerk die Rede ist, und denen gerade deshalb unser heutiger Besuch gilt.

270 Meter lange – Nebenanlagen!

Gewiß leuchtet ein, daß zu einem neuen Walzwerk die entsprechenden Nebenanlagen gehören, in denen das Band vor dem Walzen gereinigt wird – wie in der Durchlaufbeize – und in denen es nach dem Walzen zur Weiterverarbeitung vorbereitet wird – wie in der Haubenglühanlage, im Banddurchlaufofen und in der Dresierstraße. Daß aber eine einzige dieser Anlagen eine Länge von 140 Metern erreichen kann – nämlich die Durchlaufglühanlage –, mag kaum glaubhaft erscheinen. Und doch wird sie noch von der Durchlaufbeize übertroffen, die nicht weniger als 270 Meter mißt.

Bleiben wir gleich bei der Durchlaufbeize und schauen uns die Halle etwas genauer an, in der sie untergebracht ist. Hier wie in jedem der fünf Hallenschiffe des Kaltwalzwerkes fallen dem Besucher zuerst die übermannshohen rotgestrichenen Kranbahnen ins Auge, die sich wie breite Bänder hoch an den Wänden über die ganze Hallenlänge hinziehen. Zwei knallgelbe Krane laufen mit erstaunlicher Geschwindigkeit auf diesen Kranbahnen, greifen die von der Breitbandstraße kommenden Bandringe und legen sie vor der Einlaufseite der Beize ab.

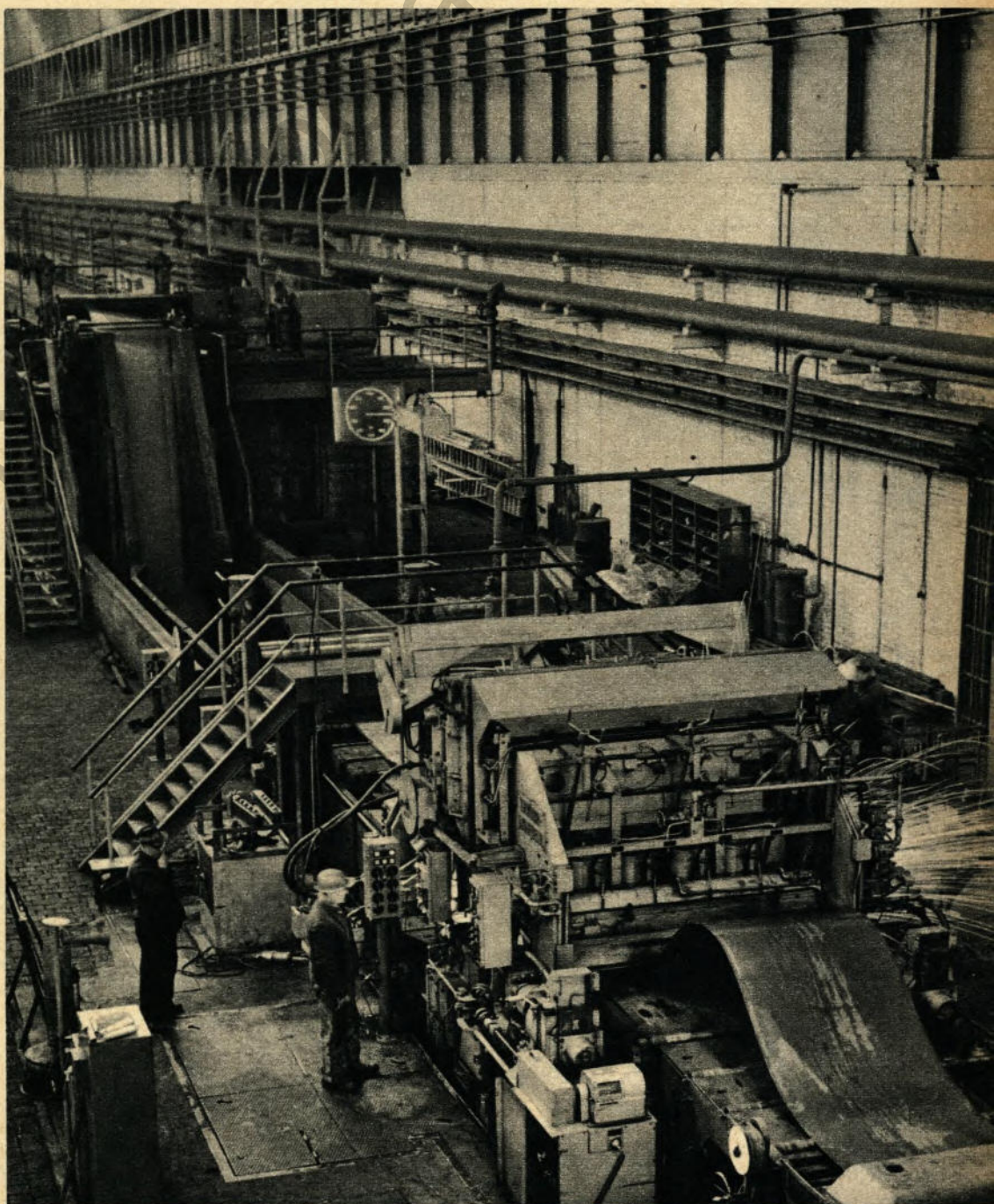
Ein kaum spürbarer Geruch macht schon die Nase darauf aufmerksam, daß hier das Stahlband chemisch behandelt wird. Um Zunder und Rost von der Stahloberfläche gründlich zu beseitigen, verwendet die Westfalenhütte Schwefelsäure, die durch vier stufenförmig angeordnete Beizbottiche läuft. Während das Stahlband mit einer Geschwindigkeit bis zu 180 Metern in der Minute durch das ätzende Bad gezogen wird, fließt die 25%ige Säure von einem Bot-

tich in den anderen. Am Ende des letzten wird sie in die Regenerationsanlage gepumpt und zu neuerlichem Gebrauch aufbereitet.

In die Schlingengrube passen 1000 Meter Band

Damit das Band ohne Halt durch die Beize laufen kann, werden Anfang und Ende jedes Ringes zusammengeschweißt. Das ist alle zwei bis

drei Minuten der Fall. Sekundenlang sprühen dann die Funken im Halbkreis über der Schweißmaschine am Einlaufteil. Kaum sind sie verklommen, jagt das Band mit einer Geschwindigkeit bis zu 600 Metern in der Minute in die tausend Meter Band fassende Schlingengrube, von wo es in ständig gleichbleibendem Tempo in die vier Säurebottiche hineingezogen wird. An der Auslaufseite muß das Band abgesprüht und damit von allen Säureresten befreit, ge-



► Hier – in der 270 Meter langen Durchlaufbeize – wird das Band vor dem Kaltwalzen chemisch gereinigt. Im Vordergrund ist die Schweißmaschine zu erkennen, in der das Ende eines Bandes an den Anfang des nächsten geschweißt wird, so daß das sogenannte „endlose Band“ entsteht. Dahinter liegt die Schlingengrube, die 1000 Meter Band faßt. Von ihr aus wird das Band durch die Säure-Bottiche gezogen



PIRITSCH BAHAG
Baujahr 1961
Tragfähigkeit
20 t

LUWIC

◀ Eine der wichtigsten „Neben“-Anlagen des Kaltwalzwerkes ist die Durchlaufglühe, in der das Stahlband nach dem Walzen wieder weich und gut verformbar wird. Unser Bild zeigt den 45 Meter langen Ofenteil, in dem das Band in fünf „Ofen-Etagen“ vorgewärmt, erhitzt und langsam wieder abgekühlt wird

trocknet, gesäumt, eingefettet und zu Ringen aufgerollt werden – erst dann kann es über Rollgänge zum Kern des Werkes, zur fünfgerüstigen Quarto-Tandemstraße, gleiten.

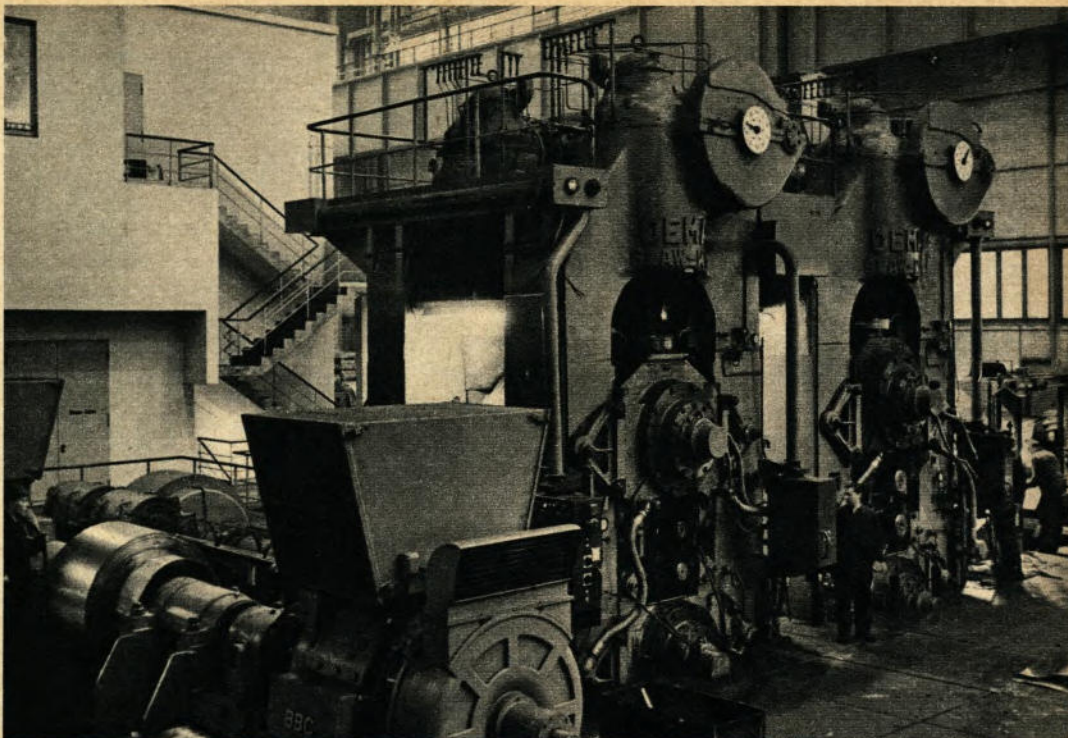
Hier muß der Stahl wieder weich werden

Wenn wir uns erinnern, daß sich beim Durchgang durch die fünf Arbeitswalzenpaare der Tandemstraße die Dicke des 1,8 bis drei Millimeter starken Bleches auf 0,16 bis 1,25 Millimeter verringert, glauben wir gern, daß sich bei diesem gewaltsamen Vorgang das Gefüge des Bleches zu stark verfestigt, um später noch weiter verformt werden zu können. Aus diesem Grunde muß das Band nach dem Walzen gegläht werden. Hier wird der Stahl wieder weich und gut verformbar, weil die Wärme den beim Kaltwalzen entstandenen Spannungszustand aufhebt und eine neue Gefügeordnung bildet. Dieser Prozeß vollzieht sich in dicht abgeschlossenen Öfen, in denen ein erhitztes Gas das Band zum Glühen bringt. Zwei verschiedene Ofentypen stehen zu diesem Zweck im Kaltwalzwerk bereit: 28 Haubenglühöfen, die wie mächtige Silberzylinder in zwei Reihen zu seiteneines breiten Mittelganges angeordnet sind, und die langgestreckte Durchlaufglühanlage.

Haubenglühöfen und Durchlaufglühanlage

In den Haubenglühöfen werden die Ringe in geschlossenem Zustand gegläht, das heißt, ein Kran stapelt drei bis vier aufgewickelte Coils

▼ Als der Aufsichtsrat der Hoesch AG vor wenigen Wochen die neuen Anlagen des Kaltwalzwerkes besichtigte, entstanden diese Aufnahmen. Sie zeigen (v. l. n. r.) unseren Aufsichtsratsvorsitzenden Dr. Janberg und Dr. Ochel, den Vorsitz unseres Vorstandes; dann Dipl.-Ing. Bekkerling von der Westfalenhütte, den zweiten stellvertretenden Aufsichtsratsvorsitzenden Professor Brandt, Dr. Ochel, Bernhard Weiß vom Aufsichtsrat, Wilhelm Hansmann, den ersten stellvertretenden Aufsichtsratsvorsitzenden, und Helmut Latta vom Aufsichtsrat und vom Betriebsrat der Westfalenhütte



sorgsam aufeinander, setzt eine dünne Schutzhaube über sie und stülpt endlich die große Glühhaube über das Ganze. Nach der Glühzeit wird die Glühhaube abgehoben, und der Stapel erkaltet langsam unter der Schutzhaube. Ganz anders sieht die Durchlaufglühanlage aus. Sie steht in dem Hallenschiff, in dem auch die Tandemstraße untergebracht ist, übertrifft diese aber in der Länge um mehr als das Vierfache. In ihr wird das dünnste, das 0,16 bis 0,32 Millimeter starke Weißblech, in entrolltem Zustand gegläht. Die Verpackungsindustrie ist nämlich mit ihren automatischen schnell laufenden Fertigungsstraßen auf eine äußerst gleichmäßige Qualität des Vormaterials angewiesen, auf eine Qualität also, die ein Durchlaufglühofen leichter gewährleistet als ein Haubenglühofen, da in ihm jedes Stückchen Stahlband den gleichen Glühbedingungen unterworfen ist. Das Gefüge des Stahls wird im Durchlaufglühofen aber nicht nur gleichmäßiger, sondern auch feinkörniger ausgebildet, und das bedeutet zugleich, daß es härter, fester und streckfähiger wird. Die Folge: Durchlaufgeglühtes Band darf dünner sein als haubengeglühtes

▲ Nach dem Glühen wird das kaltgewalzte Band noch „dressiert“, bevor es verpackt und versandt werden kann. In der neuen Zweifach-Tandem-Dressierstraße (unser Bild) wie in den schon vorhandenen Duo- und Quartogerüsten erhält das Band durch leichtes Nachwalzen diesen letzten „Schliff“

Band, wenn es für den selben Zweck verwendet wird.

Wie aus 45 Ofenmetern 225 gemacht werden

Sehen wir uns die Durchlaufglühanlage an, so stellen wir fest, daß auch hier wieder das Band in einem Einlaufteil mit verschiedenen vorbereitenden Aufgaben empfangen wird. Zunächst wird das Ende des einen Ringes an den Anfang des folgenden geschweißt, danach durchläuft das Stahlband eine Entfettungsanlage, in der es mit kreisenden Bürsten bearbeitet wird, ein elektrolytisches Bad nimmt, mit warmem Wasser gespült und danach getrocknet wird. So gereinigt, läuft das Band durch die Schlingengrube, die in Wirklichkeit weniger einer Grube als einem Turm ähnelt.



In drei großen Schlingen bietet sich hier das papierdünne Band noch einmal dem Auge, bevor es in dem silbergrauen Glühofen verschwindet. 45 Meter lang ist der Ofenteil. Aber diese Länge reicht noch nicht aus, so daß fünf horizontale „Ofen-Etagen“ übereinander angelegt wurden, die zusammen nicht weniger als 225 Meter lang sind. Auf den ersten 25 Metern wird das Band vorgewärmt, auf den nächsten 65 Metern aufgeheizt und auf den restlichen 135 Metern wieder langsam abgekühlt – dabei behält es seine gleichmäßige Durchlauf-Geschwindigkeit bei, die bis zu 180 Metern in der Minute betragen kann.

Tritt das Band nach dem Glühen aus dem Ofenteil, durchläuft es wieder einen Schlingenturm, der wie am Anfang der Anlage 100 Meter Band stapelt, so daß es auch hier keinen Stop geben kann, wenn die Schere am Auslauf das endlose Band zerteilt und der Haspel es zu neuen Ringen aufrollt.

Dressiert im Walzgerüst

Wer nun glaubt, daß das Band nach dem Glühen sofort verpackt werden kann, würde bei der endgültigen Verarbeitung – also beim Biegen, Ziehen oder Tiefziehen – unangenehme Überraschungen erleben: Knickbildungen und sogenannte Fließfiguren wären die unvermeidliche Folge. Um sie zu verhüten, muß das Band nach dem Glühen einen weiteren Arbeitsgang durchlaufen, der als „Dressieren“ bezeichnet wird.

Im Dressiergerüst wird das Band in kaltem Zustand leicht nachgewalzt. Dabei erhält es – neben guten Weiterverarbeitungseigenschaften

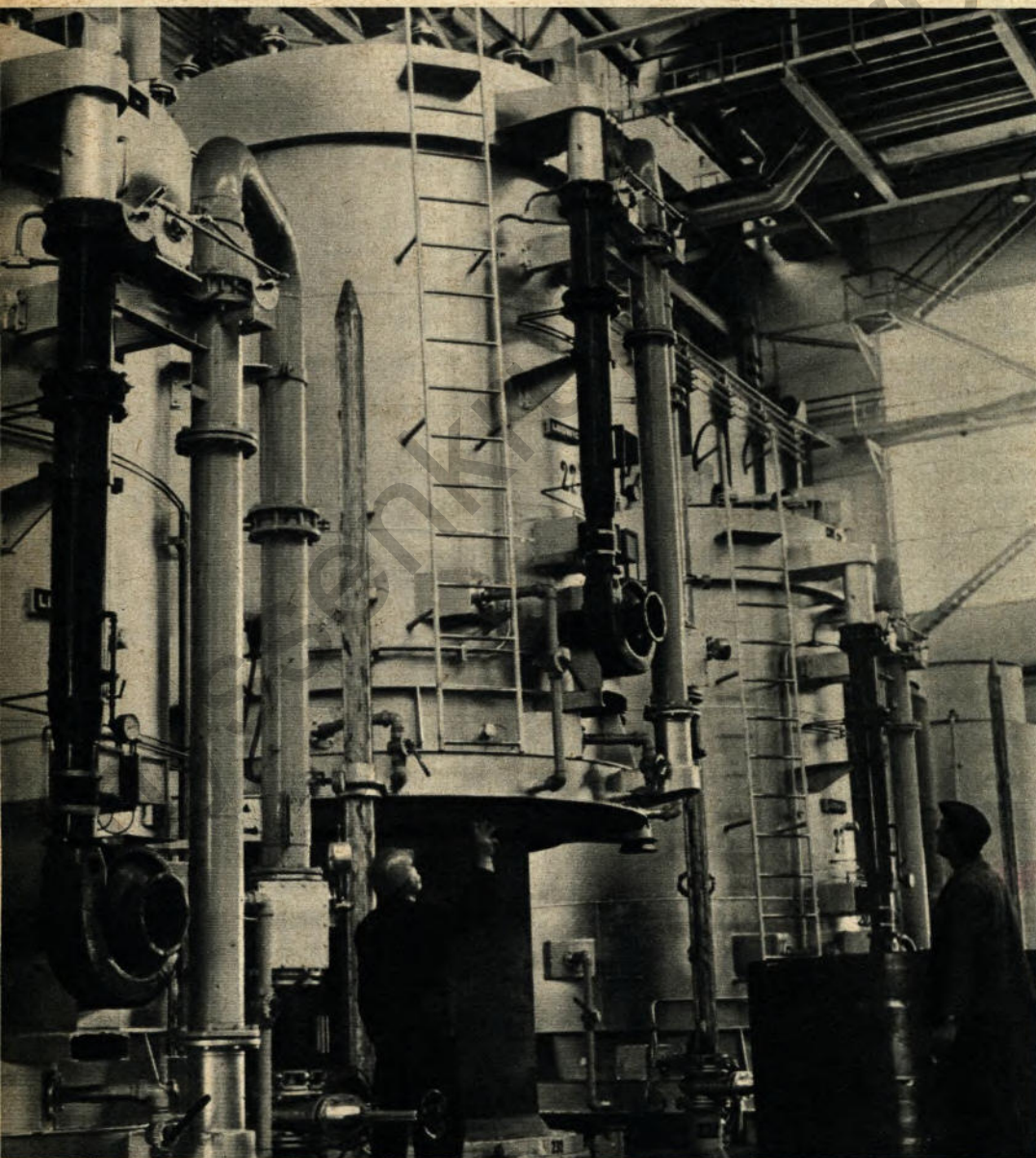
ten – auch eine ausgezeichnete Planlage. Ferner bietet das Nachwalzen mit aufgerauten Walzen die Möglichkeit, bestimmte „Rauhtiefen“ auf der Blechoberfläche zu erzeugen, so daß das Band genau die Eigenschaften erhält, die der Kunde braucht, gleichgültig, ob er die Oberfläche als Schmierfilmträger ausgebildet wünscht, ob das Band später veredelt werden oder als Haftgrund für eine aufzubringende Deckschicht dienen soll.

Um all diese Kundenwünsche erfüllen zu können, hat die Westfalenhütte neben den schon vorhandenen Duo- und Quarto-Dressiergerüsten nun auch eine Zweifach-Tandem-Dressierstraße errichtet, die den jüngsten Erkenntnissen Rechnung trägt und wie die anderen Dressiergerüste mit kaum vorstellbarer Genauigkeit arbeitet.

Für alle Kunden: Kaltband in Hoesch-Qualität

Nach dem Dressieren ist es endlich geschafft: Nun wird das kalte Band zu Blechen geschnitten oder zu Ringen zerteilt, verpackt und versandt. In allen handelsüblichen Formaten und Stärken erreicht es den Kunden und bestätigt durch seine hervorragende Qualität stets von neuem den guten Namen, den sich Hoesch als Hersteller von kaltgewalzten Blechen in langen Jahrzehnten erworben hat.

▼ 28 Haubenglühöfen stehen neben dem Durchlauf-ofen zum Glühen des Bandes bereit. Die Ringe werden hier aufeinandergestapelt und mit einer Schutzhaube überdeckt, bevor ein Kran die große Glühhaube (unser Bild) über das Ganze stülpt.



Zu dem Empfang, den Hoesch zum 60. Geburtstag Dr. e. h. Willy Ochels im Industrieklub Dortmund gab, hatten sich am 28. Januar zahlreiche Gäste eingefunden. Die vielen Persönlichkeiten des Staates und der Stadt, des kulturellen Lebens und der Kirche, der Wirtschaft und ihrer Verbände ehrten mit ihrer Anwesenheit und mit ihren persönlichen Glückwünschen den Mann, der als Vorsitzter unseres Vorstandes in den vergangenen zehn Jahren die Entwicklung unseres Unternehmens maßgeblich beeinflusste und als Präsident der Industrie- und Handelskammer Dortmund auch der allgemeinen Wirtschaftspolitik wertvolle Impulse gab.

Der Vorsitzende unseres Aufsichtsrates Dr. Hans Janberg aus dem Vorstand der Deutschen Bank, der es scherzhaft eine „Laune des Zufalls“ nannte, daß im Geburtsjahr Willy Ochels, also im Jahre 1903, außer diesem Geburtstag nur ein Ereignis, und zwar ein technisches, bemerkenswert gewesen sei: der erste gesteuerte Motorflug der Brüder Wright, kennzeichnete die Persönlichkeit Willy Ochels mit diesen Worten: „Ich suche nun nicht – und es steht mir auch nicht zu – zu ergründen, was wohl die Technik von Ihnen, lieber Herr Ochel, profitiert hätte, wenn Ihnen das Schicksal nicht das erste und zweite Drittel unseres Jahrhunderts zugedacht hätte, sondern die Zeiten vor dem ersten Weltkrieg. Eines ist sicher. Dort wo Sie Ihr Arbeitsfeld gefunden hätten, wäre es unmöglich gewesen, daß das Beharrungsvermögen des Bestehenden vor Ihnen sicher gewesen wäre. Nicht vor Ihnen, dem Skeptiker des Erreichten. Denn Sie beurteilen das Gute keineswegs nach der Devise so vieler Menschen: ‚So wie es ist, ist es seit je‘, sondern Sie sehen das Gute immer nur im Bessermachen. Und ein zweites ist ebenso sicher. Auch zu anderen Zeiten und an anderen Orten würden Sie zu den Leuten gehören, die nicht abwarten, bis etwas passiert, die nicht warten auf die Chance, auf den Zufall, sondern ‚die aufstehen und nach dem Zufall, den Sie brauchen, Ausschau halten‘... Ob nun die Hoesch AG oder ein anderes Unternehmen sich Ihre Person gesichert hätte, jede Gesellschaft hätte in Ihnen ihren Mann gefunden.“

Seine Ausführungen gaben Dr. Janberg Gelegenheit, auch Grundsätzliches über die Bedeutung des Unternehmers in unserer Zeit und über die Wandlung des Unternehmers in unserer industriellen Arbeitswelt zu sagen:

„Initiative, Wagemut und Phantasie sind schon von jeher vom Unternehmer verlangt worden, weil sie unentbehrlich sind für den wirtschaftlichen Fortschritt. Der Unternehmer von heute hat aber gegenüber dem Unternehmer von gestern Aufgaben zu bewältigen, für die diese Eigenschaften allein nicht genügen. Das soziale Gleichgewicht im Unternehmen zu erhalten,

Die Goldmedaille der Industrie- und Handelskammer, die wir oben im Bild zeigen, wurde bisher an folgende Persönlichkeiten verliehen: 1958 Präsident René Keller von der Industrie- und Handelskammer Metz; Dr.-Ing. e. h. Moritz Klönne, Dortmund; 1959 Bundesverkehrsminister Dr.-Ing. Hans-Christoph Seebohm; Generaldirektor I. R. Dr. h. c. Karl Diederichs, Dortmund; Vizepräsident Antoine Mariotti von der Handelskammer Marseille, der ältesten Handelskammer Europas; 1960 Präsident Roger Dumoulin, Industrie- und Handelskammer zu Amiens; 1961 Generaldirektor I. R. Dr.-Ing. Friedrich Stiegler, Dortmund, Verleger Lambert Lensing, Dortmund. Die lateinische Inschrift der Goldmedaille bedeutet: „Um den Freund unseres Volkes zu ehren“.

FESTLICHER EMPFANG BEI HOESCH

ist infolge der gänzlich veränderten Auffassungen über die Beziehungen zwischen Geschäftsleitung und Mitarbeitern zu einer schweren Verantwortung für den Unternehmer geworden. Sie verlangt von ihm die Entfaltung noch anderer persönlicher Werte, als sie für die betriebliche Führung nach außen erforderlich sind. Nicht nur in der täglichen Arbeit, sondern mehr noch in der charakterlichen Haltung erwarten die Mitarbeiter mustergültiges Beispiel. Unsere



Dr. Hans Janberg

Zeit zeichnet sich dadurch aus, daß sie den Unternehmer zunehmend nicht nur nach dem beurteilt, was er an Erfolgen für das Unternehmen erzielt, sondern immer mehr auch nach dem, was er als Mensch unter Menschen innerhalb des Betriebes ist. Wir bei Hoesch schätzen das Glück, in Ihnen, lieber Herr Ochel, einen Menschen zu haben, der nicht nur Erfahrung und Kenntnis einsetzen kann, sondern der seinen Aufgaben vor allem durch seinen Charakter im besten Sinne gewachsen ist."

Hagens Oberbürgermeister Helmut Turck überbrachte als Vorsitzender des Gemeinschaftsausschusses aller Hoesch-Betriebsräte die Grüße und herzlichen Glückwünsche der Betriebsräte und der Gesamtbelegschaft und sagte: „Ihr Bemühen um den wirtschaftlichen Erfolg in nationaler und internationaler Konkurrenz hat sich für die Hoesch-Werke und nicht zuletzt für die dort schaffenden Menschen erfolgreich ausgewirkt. Ihre weitsichtigen Planungen haben unserem Unternehmen einen beachtenswerten Platz in der deutschen Stahlindustrie gesichert. Sie haben auf neuen Wegen ungenutzte Kapazitäten anderer Werke

volkswirtschaftlich mitgenutzt, um Überkapazitäten zu vermeiden. Den veränderten wirtschafts-gesellschaftlichen Verhältnissen haben Sie weitgehend Rechnung getragen. Der Mitbestimmung haben Sie stets positiv gegenübergestanden, so wie es Ihrer christlichen Verantwortung entspricht. Sie haben stets volles Verständnis für die Belange der Belegschaft gehabt, auch wenn Sie in gewissen Dingen nicht immer zustimmten oder zustimmen konnten. Selbst bei Betriebseinschränkungen und bei Betriebszusammenlegungen haben Sie nicht die Belegschaften vergessen, sondern dafür gesorgt, daß möglichst jede freierwerdende Arbeitskraft im Unternehmen einen neuen Arbeitsplatz fand. Die beispielgebende vertrauensvolle Zusammenarbeit hat sicher-



Helmut Turck

lich ihren Niederschlag besonders auch in guten Produktionsergebnissen gefunden."

Staatsminister Kienbaum, zugleich für den Ministerpräsidenten des Landes Nordrhein-Westfalen Dr. Meyers sprechend und Ochel an die gemeinsame enge Heimat im Bergischen Land und an die gemeinsame Schule in Gummersbach erinnernd, kennzeichnete in seinem Grußwort Ochels mutiges Eintreten für die Verwirklichung der Technischen Hochschule Dortmund und Ochels Unternehmungsgest, mit dem er immer wieder für die verschiedensten öffentlichen Einrichtungen, so etwa für den Dortmund-Ems-Kanal und auch für das Dortmunder Flughafenprojekt, gewirkt habe.

Für die Stadt Dortmund sprach Oberbürgermeister Keuning. Auch er würdigte Persönlichkeit und Verdienste Willy Ochels. Er nannte ihn den guten Typ des Unternehmers, der bei klarer Erkenntnis aller harten wirtschaftlichen Notwendigkeiten immer wieder den Menschen sehe. Dank dieser Einstellung und dank der sinnvollen Ordnung und der weitsichtigen Planung in dem von Willy Ochel geleiteten Unternehmen seien auch bei wirtschaftlich notwendigen Betriebsstillegungen die menschlichen Fragen so gelöst worden, daß selbst schwerwiegende Maßnahmen nicht wie andernorts das wirtschaftliche Leben der Stadt gestört hätten. Daneben habe er immer wieder aus seiner Liebe zur Natur neue Kräfte für seine Arbeit gewonnen. Dieser Freude an der Natur sei sein schönes Blumenbuch zu danken, in dem man einem

feinsinnigen Beobachter der Blumenwelt begegne. So stehe in Willy Ochel ein kunstgerechter Steckenpferdreiter an der Spitze eines Unternehmens, das seinen Mitarbeitern immer wieder in anregenden, vielbeachteten Steckenpferdturnieren den menschlichen Wert der Freizeitarbeit vor Augen führe. In Ochel habe man es mit einem „Industriekapitän" an der Spitze des Unternehmens zu tun, der, mit der schönen Gabe naturnahen Empfindens ausgestattet, Mensch nicht nur mit dem Kopf, sondern vor allem mit dem Herzen sei.

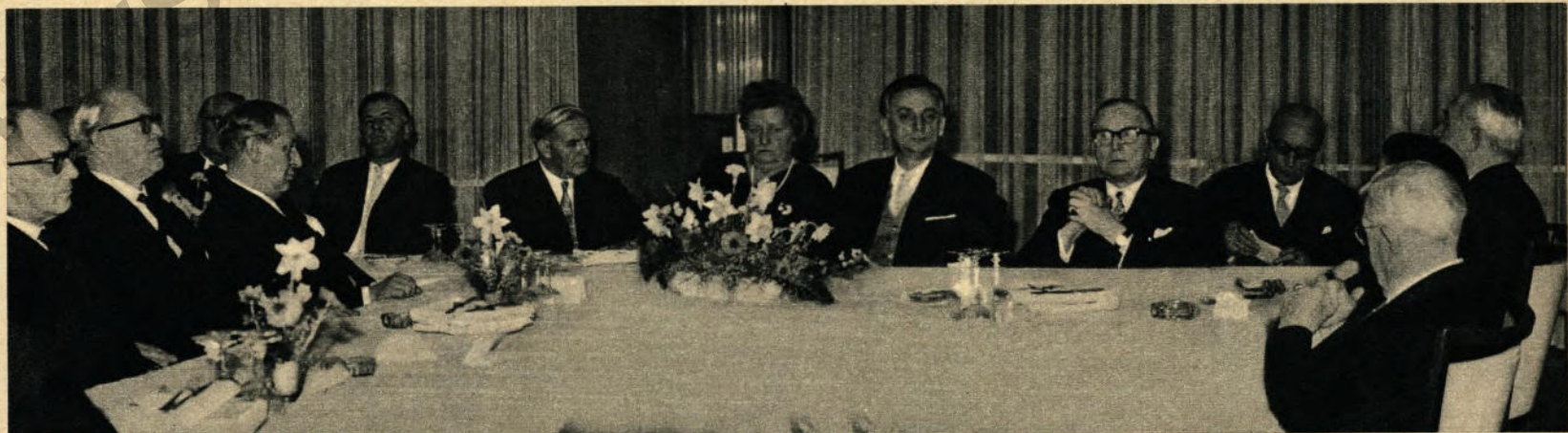
Der Vizepräsident der Industrie- und Handelskammer Dortmund Bergassessor a. D. Siegfried Maiweg kennzeichnete das Wirken des Handelskammerpräsidenten Ochel und dessen Bedeutung für die heimische Wirtschaft. Die Goldmedaille der Industrie- und Handelskammer Dortmund überreichte er als sichtbaren Ausdruck der Anerkennung für die Verdienste Willy Ochels. Sie trägt die Aufschrift: „In honorem amici populi nostri" – um den Freund unseres Volkes zu ehren.

Der Vorstandsvorsitzende der Wirtschaftsvereinigung der Eisen- und Stahlindustrie und Vorstandsmitglied der August-Thyssen-Hütte in Duisburg Dr.-Ing. e. h. Bergassessor a. D. Hans-Günther Sohl würdigte geistreich-humvoll Ochels Verdienste um die Zusammenarbeit in der Eisen- und Stahlindustrie, in der er „wie ein Hecht im Karpfenteich" immer wieder mit neuen überraschenden Vorschlägen vorstoße, und sprach auch davon, daß Ochel trotz seiner vielseitigen beruflichen Aufgaben auch noch ein echtes Hobby pflege: Sein Blumenbuch lasse den Autor jedenfalls nicht als einen vielgeplagten Manager erkennen. Aus den Begegnungen mit Willy Ochel kenne ihn ein jeder als einen ehrlichen Partner, der bei aller seiner Liebe zu den Blumen nicht „durch die Blume" spreche, sondern klar und ungeschminkt das sage, was er für wahr und richtig halte.

Der Präsident des Deutschen Evangelischen Kirchentages D. Dr. von Thadden-Trieglaff überbrachte die Grüße des Kirchentages und der Evangelischen Landeskirche Westfalen und des anwesenden Präses D. Wilm. Mit bewegten Worten dankte er der Stadt Dortmund für die Aufnahme des Evangelischen Kirchentages 1963 und Dr. Willy Ochel dafür, daß er die Leitung des Vorbereitenden Ausschusses und damit eine große Aufgabe und Verantwortung übernommen habe.

Zum Abschluß dankte Willy Ochel zunächst mit herzlichen Worten seiner Lebensgefährtin. Sein Dank galt dann allen, die im großen Hoesch-Kreise ihm in Zusammenarbeit die vielfältigen Aufgaben lösen halfen; denn nur so könne ein Unternehmen erfolgreich voranschreiten. Mit sichtlicher Freude wandte er sich schließlich an alle, die an diesem festlichen Tage zu ihm und zu Hoesch gekommen waren.

▼ Während der Geburtstagsrede von Dr. Janberg (v. l. n. r.): Bundesbahnpräsident Martin Herrmann; Bergassessor a. D. Siegfried Maiweg, Vizepräsident der Industrie- und Handelskammer Dortmund; Dr. Hermann Fernholz, Vorsitzender des Vorstandes der Grünzweig & Hartmann AG, Ludwigshafen; D. Wilm, Präses der Evangelischen Landeskirche Westfalen; Gerhard Kienbaum, Wirtschaftsminister des Landes Nordrhein-Westfalen; Willy Ochel und Frau Ilse Ochel; Oberbürgermeister Dietrich Keuning; unser früherer Aufsichtsratsvorsitzender Erich Bechtolf; D. Dr. von Thadden-Trieglaff, der Präsident des Deutschen Evangelischen Kirchentages; Bergassessor a. D. Dr. Hermann Winkhaus, ehemaliger Vorsitzender des Vorstandes der Mannesmann AG, und Bergassessor a. D. Heinrich Bomke



Gemeinsame Verantwortung

Zur Mitgliederversammlung der Landesvereinigung der industriellen Arbeitgeberverbände Nordrhein-Westfalens

„Unternehmer in der Verantwortung“ nannte Hellmut Hansen das Motto für die diesjährige Jahresmitgliederversammlung der Landesvereinigung industrieller Arbeitgeberverbände Nordrhein-Westfalens, die er als deren erster Vorsitzender am 17. Januar in Düsseldorf eröffnete.

In seinem einführenden Vortrag kennzeichnete Hellmut Hansen mit knappen Strichen die wirtschaftliche Lage: Er stellte fest, daß wir an einem Wendepunkt unserer wirtschaftlichen und politischen Entwicklung angelangt seien, an einem Punkt, an dem wir leider einsehen müßten, daß die jahrelange Hochkonjunktur nachlasse, an dem der Auftragseingang bei einem großen Teil der Industrie rückläufig sei und an dem laufende Kostensteigerungen erheblich verminderten Erträgen gegenüberstünden. Diese Entwicklung habe zu einer geringeren Investitionsneigung geführt, zu einer Tatsache also, die uns zu größter Sorge veranlassen sollte, und zwar nicht nur uns, sondern auch den Staat als den Hüter des Gemeinwohls und die Gewerkschaften als die berufenen Vertreter der Arbeitnehmer in unseren Betrieben.



▲ Hellmut Hansen hielt als erster Vorsitzender der Landesvereinigung den einführenden Vortrag, in dessen Mittelpunkt er die notwendige vertrauensvolle Zusammenarbeit zwischen Staat, Gewerkschaften und Unternehmern stellte

Notwendig ist das gute Beispiel der öffentlichen Hand

In klarer Erkenntnis dieser Zusammenhänge habe der Bundesverband der deutschen Industrie seine Mitgliederverbände zur Preisstabilität verpflichtet. Dieser Appell könne aber nur dann erfolgreich sein, wenn alle verteuernenden Maßnahmen unterblieben, wenn also auch bei den Lohnerhöhungen eine Pause einträte. Hellmut Hansen sagte wörtlich: „Die Gewerkschaften müssen gemeinsam mit uns die Krise in der Tarifpolitik überwinden helfen. Das muß und wird gelingen, wenn allerseits mit der Interessenwahrnehmung übergeordnete Gesichtspunkte berücksichtigt werden. Doch dabei darf auch der Staat nicht fehlen. Letzten Endes ist er der Hüter des Gemeinwohls. Daher müssen die Maßnahmen der Tarifparteien mit den staatlichen Stellen abgestimmt werden. Darüber hinaus muß der Staat aber auch in seiner Finanz- und Steuerpolitik, in seiner staatlichen Wirtschafts- und Sozialpolitik zu einer Abstimmung mit den Organisationen der Unternehmer und der Arbeitnehmer kommen. An dieser notwendigen Abstimmung hat es, wie mir scheint, in der Vergangenheit gefehlt. Die Haushaltspolitik der öffentlichen Hand trägt ein erhebliches Maß Schuld an der Lohn- und Preisbewegung. Alle Maßhaltappelle nützen nichts, wenn nicht die Bundesregierung und überhaupt die öffentliche Hand mit gutem Beispiel vorangeht.“

Mißtrauen zwischen Gewerkschaften und Unternehmern abbauen

Immer wieder betonte Hellmut Hansen die so notwendige vertrauensvolle Zusammenarbeit zwischen Staat, Gewerkschaften und Unternehmern. Sie war der rote Faden in seinem Vortrag, den er deshalb auch mit der Mahnung abschloß, das gegenseitige Mißtrauen zwischen den Gewerkschaften und der Bundesvereinigung der Arbeitgeberverbände abzubauen. Wenn dies gelänge, sei seiner Meinung nach vielleicht die Sozialpartnerschaft möglich, die vielen nach dem Zusammenbruch 1945 vageschwebt habe. Selbstverständlich bedeute Sozialpartnerschaft keine volle Harmonie der beiden Kontrahenten und beider mit dem Staate. Nötig sei aber gegenseitiges Verstehen und Abstimmen. „Seien wir uns darüber im klaren: Es geht heute nicht nur allein um Wirtschafts-, Finanz- und Sozialpolitik. Es geht um die Verteidigung einer freiheitlichen Gesellschaftsordnung. Die Erklärung der Bereitschaft, zur Erhaltung und Verteidigung dieser Gesellschaftsordnung aus unternehmerischer Verantwortung und in gemeinsamer Anstrengung mit dem Staate und den Gewerkschaften beizutragen, soll Sinn und Zweck unserer heutigen Kundgebung sein.“



▲ Fritz Berg, der Präsident des Bundesverbandes der deutschen Industrie, appellierte an die Gewerkschaften, sich auf die gemeinsame Verantwortung für das wirtschaftliche Wohlergehen des ganzen Volkes zu besinnen

Fritz Berg appelliert an die Gewerkschaften

Nach Hellmut Hansen sprach Fritz Berg, der Präsident des Bundesverbandes der deutschen Industrie. Auch er appellierte an die Gewerkschaften, sich auf die gemeinsame Verantwortung für das wirtschaftliche Wohlergehen des ganzen Volkes zu besinnen. Er erinnerte dabei an die von den industriellen Unternehmern eingegangene Verpflichtung, die Preise für Güter und Leistungen stabilzuhalten und betonte, daß der Index industrieller Preise 1962 tatsächlich nur um 0,9 v. H. gestiegen sei. Dieser Erfolg habe allerdings nur erzielt werden können, weil bei rückläufigen Erträgen die gleichzeitigen Lohnerhöhungen um 10 v. H. durch verbesserte Produktivität noch ausgeglichen werden konnten. Man müsse jedoch einsehen, daß für die 14 Millionen Beschäftigten in den anderen Wirtschaftszweigen und im Dienstleistungsgewerbe eine Produktivitätssteigerung wie die in der Industrie nicht möglich sei. Gäbe es neue Lohnerhöhungen in der Industrie und würden sie – wie üblich – von den anderen Wirtschaftsbereichen übernommen, so müsse man gerade in jenen Bereichen mit neuen Preissteigerungen rechnen – ein Beispiel böten augenblicklich die Tarifierhöhungen bei Bahn und Post. Deshalb habe der BDI in seinem Stabilisierungsprogramm die Gewerkschaften aufgefordert, ihrerseits eine wirkungsvolle Lohnpause einzulegen. Träte diese Pause nicht ein, seien auch die industriellen Unternehmer gezwungen, die Preisstabilität aufzugeben.

zum Wohl des Ganzen

Und sei die Wettbewerbsfähigkeit erst einmal an einem krisenhaften Punkt angelangt, werde der Staat unter dem Druck der öffentlichen Meinung eingreifen müssen. „Dann sind wir“, sagte Fritz Berg, „unsere Tarifautonomie los.“

Die Regierung mahnte Fritz Berg, „durch eine wirkungsvolle und disziplinierte Koordinierung der Wirtschaft und Sozialpolitik“ der veränderten Konjunkturlage Rechnung zu tragen. Er glaube, daß das mangelnde Vertrauen in die Wirtschaftspolitik, das man bei vielen Unternehmern antreffen könne, vor allem auf das Fehlen dieser Koordinierung zurückzuführen sei.

Freiwillige Schlichtungsordnung unerlässlich

Auch Herbert van Hüllen, der Vorsitzende des Gesamtverbandes der metallverarbeitenden Arbeitgeberverbände, forderte in seiner Ansprache, daß der Staat, die Gewerkschaften und die Unternehmer gemeinsam zum Wohle des Ganzen handeln müßten. Er erklärte, die Überbeschäftigung habe mit all ihren Folgen dazu geführt, daß die Arbeitgeber in der Vergangenheit Lohnzugeständnisse gemacht hätten, die ihnen ihr Verantwortungsbewußtsein für die Allgemeinheit eigentlich hätte verbieten müssen.

Zur Tarifautonomie erklärte van Hüllen, daß man von dem Prinzip des „Alles-laufen-Lassens“ abkommen und sich eine gewisse Ordnung zum Ausschluß des Machtmißbrauchs geben müsse. Dafür sei eine freiwillige Schlichtungsordnung unerlässlich. „Wir wollen an der Tarifautonomie festhalten. Wir wollen aber auch, daß die Tarifpolitik nicht zu Zwecken mißbraucht wird, die dem Gemeinwohl zuwiderlaufen.“

Dem Wohle des Ganzen dienen

In van Hüllens abschließenden Worten klang das Leitmotiv noch einmal besonders deutlich an, unter dem alle Ansprachen der diesjährigen Jahresversammlung der nordrhein-westfälischen Unternehmer gestanden hatten: „Wir müssen uns immer wieder bemühen, die Zusammenarbeit mit den Gewerkschaften unter Betonung unserer gemeinsamen Verantwortung gegenüber der Allgemeinheit auf eine neue Basis zu stellen und neue Formen der Zusammenarbeit zu entwickeln. Dazu brauchen wir Ihrer aller Unterstützung und die Hilfe der Öffentlichkeit, aber auch ein entsprechend abgestimmtes Verhalten und Gleichziehen des Staates, kurz, ein verantwortliches, dem Wohle des Ganzen dienendes, gemeinsames Handeln von Staat, Gewerkschaften und Unternehmen. Wir Unternehmer sind bereit, diese Verantwortung zu übernehmen.“

Auf der Tagung nordrhein-westfälischer Arbeitgeberverbände standen die besonderen Schwierigkeiten im Mittelpunkt, denen sich die Wirtschaft der Bundesrepublik gegenüber sieht. Um die wirtschaftliche Lage, die vor uns liegenden Aufgaben und die Notwendigkeit der Zusammenarbeit der Sozialpartner kreisten auch die Ansprachen, die der Präsident der Bundesvereinigung der Deutschen Arbeitgeberverbände Dr. h. c. Paulssen und der Vorsitzende des Deutschen Gewerkschaftsbundes Ludwig Rosenberg in den ersten Tagen dieses Jahres im Rundfunk gehalten haben. Da diese Gedanken auch heute noch gültig sind, veröffentlichen wir einige wesentliche Abschnitte:

Dr. h. c. Paulssen, Präsident der Bundesvereinigung der Deutschen Arbeitgeberverbände, betonte:



„Ich fühle mich als der verantwortliche Sprecher der Deutschen Arbeitgeberverbände verpflichtet, die Unternehmer wie auch die Gewerkschaften immer wieder zu einer Politik des Maßhaltens aufzurufen, damit uns Vollbeschäftigung und gesundes Geld erhalten bleiben. Ich bin sicher, daß unsere unermüdlichen Warnungen in der Lohn- und Preisfrage mäßigend gewirkt haben, wobei uns sicherlich die natürlichen Folgen des ständig sich verstärkenden Wettbewerbs preisdrückend zu Hilfe kamen. Wenn ich von Maßhalten rede, so meine ich nicht Stillstand. Wir Arbeitgeber denken nicht daran, unseren Angestellten und Arbeitern etwas von dem vorzuenthalten, was sie mit uns gemeinsam an volkswirtschaftlichen Werten schaffen. Im Gegenteil: Ich bin einer der leidenschaftlichsten Verfechter des Grundsatzes, daß der wirtschaftliche Gesamtertrag in angemessenem Umfang unter den Beteiligten am Wirtschaftsgeschehen aufgeteilt wird. Wir können unsere wirtschaftliche und soziale Stellung nur behaupten, wenn es uns gelingt, die Wünsche nach höheren Löhnen, Arbeitszeitverkürzungen und anderen sozialen Leistungen in den Rahmen des gesamtwirtschaftlichen Wachstums einzuordnen.“

Ludwig Rosenberg, Vorsitzender des Deutschen Gewerkschaftsbundes, sagte:



„Alle Prognosen und Cassandra-Rufe, die während des Jahres 1962 von bevorstehender wirtschaftlicher Katastrophe und mangelnder Wettbewerbsfähigkeit sprachen, haben sich bereits heute als das erwiesen, was sie tatsächlich schon damals waren ... Übertreibungen von Erscheinungen, die keineswegs Anzeichen einer wirtschaftlichen Katastrophe sind. Die Verschärfung des Wettbewerbs, die in verschiedenen Branchen erkennbaren geringeren Zuwachsraten und manches andere sind keineswegs Zeichen einer sich anbahnenden schlechten Konjunktur, sondern Zeichen der Normalisierung bei nachweisbar guter und weiter anhaltender Konjunktur! Darum erscheint es notwendig, daß gerade in solcher Lage die Regierung durch eine klare Konzeption und unter Anwendung der ihr allein zur Verfügung stehenden Mittel tätig wird, um Vollbeschäftigung, konjunkturellen Fortschritt und soziale Sicherheit auch in Zukunft zu gewährleisten. Das neue Jahr beginnt unter Voraussetzungen, die wirtschaftlich uns nicht zur Sorge aber zur Vorsorge Veranlassung geben sollten. Es fordert eine klare wirtschaftspolitische Konzeption und entsprechende Entscheidungen von Regierung und Parlament.“



Helmut Hennig †

Am 25. Januar starb nach längerer Krankheit Prokurist Rechtsanwalt Helmut Hennig, das langjährige Mitglied der Rechtsabteilung der Hoesch AG Hauptverwaltung. Aus den Abschiedsworten, die Dr. Harald Koch am Grabe Helmut Hennigs, der in diesem Jahr sein 25jähriges Dienstjubiläum hätte begehen können, für unsere Gesellschaft sprach, entnehmen wir die folgenden:

„... Nach Beendigung seines Studiums und seiner juristischen Ausbildung trat Helmut Hennig am 1. April 1938 als juristischer Mitarbeiter bei Hoesch ein. Doch schon im Juli 1939 rief ihn die Wehrmacht, die ihn während des ganzen Krieges behielt, und erst nach dem Zusammenbruch konnte er zu seiner Familie zurückkehren. Bald kam er wieder zu den Hoesch-Werken, in deren Rechtsabteilung er die schweren Jahre des Wiederaufbaus und des Neuaufbaus erlebte. Hier bewährte er sich, und das Vertrauen des Vorstandes und des Aufsichtsrates berief ihn schon bald zum Handlungsbevollmächtigten und – worüber auch wir uns heute besonders freuen – noch im Jahre vor seinem Tode zum Prokuristen ...

... Helmut Hennig ist uns allen ein wertvoller, ein liebenswerter Mitarbeiter gewesen. Sein reiches Wissen, das weit über das juristische Fachwissen hinausging, seine menschliche Art, sein freundliches Wesen, seine stets bewiesene Hilfsbereitschaft haben ihm über seinen engeren Kreis hinaus viele Freunde gewonnen. Insbesondere den jüngeren Mitarbeitern und da gerade auch den Jüngern des Rechts, die in unserer Rechtsabteilung ihre Ausbildung erfahren, stand er unermüdlich helfend zur Seite. Er unterstützte sie in ihrer Arbeit, führte sie menschlich und vermittelte ihnen stets uneigennützig seine Erfahrungen. So hat er manchen jungen Mitarbeiter in die schwierigen Fragen des Wirtschaftsrechtes eingeführt. Und noch in vielen Jahren wird sich in unseren Landen so mancher qualifizierte Jurist, wenn er an seine Lehr- und Wanderjahre zurückdenkt, wie es ein jeder gern tut, Helmut Hennigs erinnern als seines vorbildlichen, erfahrenen und klugen Lehrers und Beraters ...“

In den kommenden Wochen werden wir in unseren Betrieben und Verwaltungen an die Wahlurne gerufen. Fast 48000 Belegschaftsmitglieder der einzelnen Werke und Gesellschaften wählen die Männer und Frauen, von denen sie erhoffen, daß sie für die nächsten zwei Jahre in den Betriebsräten im Sinne echter Mitbestimmung an der Lösung aller wichtigen wirtschafts- und sozialpolitischen Fragen mitwirken. Mit unserer Wahl bestimmen wir die Zusammensetzung der Belegschaftsvertretungen und erteilen ihnen von neuem den Auftrag, alle ihnen gegebenen Möglichkeiten auszuschöpfen, mit denen sie unsere Arbeitswelt entscheidend mitgestalten können.

In der Sprache des Gesetzes „arbeiten die Betriebsräte mit dem Arbeitgeber im Rahmen der geltenden Tarifverträge vertrauensvoll und im Zusammenwirken mit den im Betrieb vertretenen Gewerkschaften und Arbeitgebervereinigungen zum Wohl des Betriebes und seiner Arbeitnehmer unter Berücksichtigung des Gemeinwohls zusammen.“

Als Bürger eines demokratischen Staates sollten wir uns aber vor einer solchen Wahl nicht

nur daran erinnern, daß wir ein vom Gesetz gegebenes Recht wahrzunehmen und in Pflicht zu erfüllen haben. Wir sollten uns darüber klar sein, daß wir aufgerufen sind, unsere eigene Sache mitzuentcheiden. Für das Leben der Gemeinschaft gibt es kein größeres Übel als lähmende Gleichgültigkeit. Wir sind in die Mitverantwortung gestellt, uns selbst und unseren Mitmenschen gegenüber.

Diese unsere eigene Sache, die es mitzubestimmen, mitzugestalten und mitzuverantworten gilt, endet nicht an den Fabriktoen. Uns ist es in die Hand gegeben, im Betrieb eine glaubwürdige Ordnung herzustellen, die die freiheitliche Entscheidung zur Grundlage hat. Diese Ordnung aber ist Teil unseres ganzen Lebens; ist Teil unserer demokratischen Wirklichkeit, wie wir sie auch im kommunalen und staatlichen Leben haben.

In unserer immer noch jungen Demokratie sollten wir uns nicht nur an die Rechte und Pflichten des Bürgers erinnern lassen, wenn uns der Staat zu politischen Wahlen ruft. Bürger sind wir auch im Betrieb und im Büro, wo wir immerhin fast ein Drittel unseres Lebens



neue Betriebsräte

verbringen. Auch hier Bürger zu sein heißt aber, sich nur einem solchen Willen unterzuordnen, den man selbst mitzubilden die Möglichkeit hatte.

Eine dieser Möglichkeiten bietet sich uns durch den Betriebsrat, in den wir unsere Vertreter entsenden, und von denen wir für die Wahlperiode von zwei Jahren erwarten, daß sie unsere Interessen vertreten.

In der Gesellschaft gleichberechtigt

Professor Karl Abraham, der Leiter des wirtschaftspädagogischen Instituts an der Universität Frankfurt, schrieb in seinem Buch „Der Betrieb als Erziehungsfaktor“ dazu: „Die mannigfachen Bemühungen, durch eine vernünftige Gestaltung der inneren Ordnung der Betriebe die sozialen Spannungen in den Betrieben zu verringern und den Arbeitern und Angestellten das Bewußtsein zu geben, gleichberechtigte Mitglieder der Gesellschaft zu sein, bauen bewußt oder unbewußt auf der Tatsache auf, daß starke Wirkungen vom Betrieb aus auf die gesellschaftlichen Vorstellungen der Be-



Da der Gesamtbetriebsrat nur etwa vierteljährlich zu einer Vollsitzung zusammentritt, wie sie unser Bild links zeigt, wählen die 62 Mitglieder einen dreiköpfigen geschäftsführenden Ausschuß. Er kommt nach Bedarf zu Beratungen von überbetrieblichen Angelegenheiten zusammen oder wenn Vorschläge an den Gesamtbetriebsrat zu erarbeiten sind. Bei einer solchen Sitzung sehen wir auf dem Bild oben von links nach rechts Karl Beckmerhagen, Leiter der Sozialabteilung der Hoesch AG Walzwerke Hohenlimburg und Mitglied des Betriebsrates des Warmwalzwerks, Paul Huf, Vorsitzender des Gesamtbetriebsrates und des Betriebsrates des Federnwerkes, und als dritten Richard Bastian, Vorsitzender des Betriebsrates des Warmwalzwerkes

1 Erste Bedingung für eine wirkungsvolle Mitarbeit im Betriebsrat ist für jedes der gewählten Mitglieder, ständig mit den Belegschaften am Arbeitsplatz enge Fühlung zu halten. Bei einem Gang durch Hohenlimburger Werke fotografierten wir mehrere Betriebsratsmitglieder, so wie sie uns am Arbeitsplatz vor die Kamera kamen. Hier unterhalten sich im Kaltwalzwerk die Betriebsratsmitglieder Werner Oehlke (links) und Hugo Dietrich (rechts) mit dem Walzer Herbert Rüschenheit

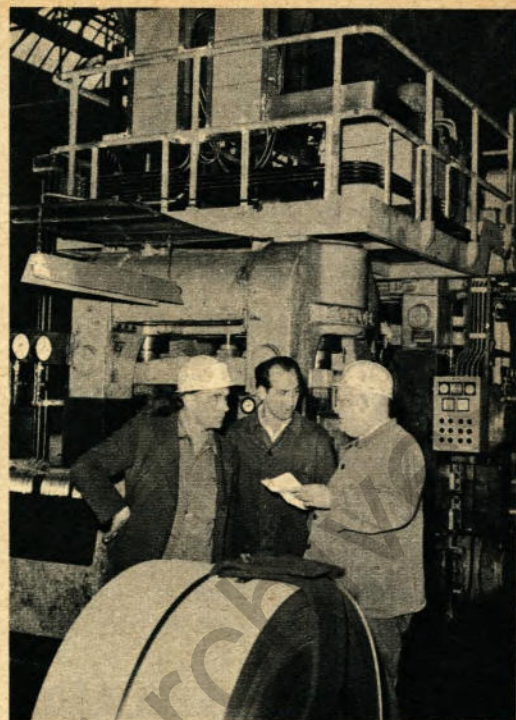
2 Bei diesem Schnappschuß im Federnwerk überraschten wir gleich drei Betriebsratsmitglieder bei einer „Lagebesprechung“. Es sind von links nach rechts Bernhard Hellwig, Fritz Wagemann und Sepp Brandel

3 „Jetzt bin ich gespannt, was du aus meinem Vorschlag in der nächsten Sitzung machst!“ Das meinte in einer kurzen Arbeitspause an der Drehbank in der Mechanischen Werkstatt der Dreher Gerd Fink (links) zu seinem Kollegen und Betriebsratsmitglied Hugo Frettlöh

triebsmitglieder und damit auf die Gesellschaft selbst ausgehen. Die Entscheidung, welche gesellschaftliche Ordnung wir in Zukunft haben werden, fällt in unseren Betrieben.

Keiner kann sich ausschließen

Die bevorstehende Wahl geht uns alle an. Ob vom Hochofen, aus der Grube, von der Drehbank oder vom Schreibtisch – jedes Belegschaftsmitglied sollte seine Stimme abgeben. Es ist nicht gleichgültig, wie hoch die Wahlbeteiligung ist. Wenn wir uns Betriebsräte wünschen, deren Zusammensetzung die vielschichtigen Belegschaftsgruppen getreu widerspiegeln, kann sich niemand von seiner Wahlpflicht ausschließen. Sage auch niemand, es sei in den letzten Jahren so gut gegangen, was mache schon eine Stimme aus! Sicherlich, unsere Betriebsräte haben ihre wirksame Arbeit auf ein breites Vertrauen stützen können, aber jetzt warten sie auf einen neuen Auftrag oder auf die nötigen Stimmen, mit denen neue Kollegen in die Vertretung berufen werden sollen. Sehen wir in dieser Wahl keine lästige Pflicht. Bei uns ist das Recht, die innere Ordnung in den Betrieben mitzubestimmen, mitzugestalten und mitzuverantworten. Nutzen wir dieses Recht! Nur so kann unsere Überzeugung glaubhaft werden, daß die demokratischen Organe innerhalb der Werkstore ausstrahlen auf das Gesellschaftsleben in einer sich festigenden Demokratie. Eine dauerhafte Demokratie aber ist unser aller Schicksal.



1



2



3

Ein halbes Jahrhundert „Fürst Leopold“

Geburtsstagsfeier für Bergleute und Bürger von Hervest-Dorsten

Am 19. Januar trugen Bergleute das Licht ihrer Grubenlampen in das Lichtspielhaus von Hervest-Dorsten und stellten sie auf die mit Blumen geschmückte Bühne. Zur 50. Wiederkehr des Tages, an dem in Schacht 1 der Zeche Fürst Leopold das Signal „Auf“ für den ersten Korb mit Kohlenwagen erscholl, sollte hier in einer Stunde der Besinnung und des Dankes der Blick sich rückwärts wenden in die wechselvolle Geschichte der Schachanlage. In einer für den Bergbau schwierigen Zeit sollte an diesem Tage aber auch vor der Öffentlichkeit deutlich werden, daß die Bergleute von Hervest-Dorsten entschlossen und zuversichtlich der Zukunft entgegengehen.

Das brachte Werksleiter Bergassessor a. D. Dr. Gustav Wilde zum Ausdruck, als er die zu mehreren hundert versammelten Mitarbeiter dieser Zeche und zahlreiche Gäste begrüßte. Unter ihnen sahen wir vom Vorstand der Hoesch AG Dr. Harald Koch, Dr. Erich-Wilhelm Schulte und Bergassessor a. D. Paul Schulte-Borberg, Mitglieder des Beirates und des Direktoriums der Hoesch AG Bergbau, Vertreter der Bergbehörde und der kommunalen Behörden, Vorstandsmitglieder der benachbarten Industriewerke, Geistliche beider Konfessionen, Vertreter der IG Bergbau und Energie, der Belegschaftsvertretungen und Kollegen von den anderen Schachanlagen der Hoesch AG. Ein besonders herzliches Grußwort richtete Dr. Wilde an sechs noch lebende Mitglieder der Urbelegschaft, die von Beginn an die Leopold-Schächte mit abgeteuft haben.

50 Jahre stetiger Entwicklung

Bei seinem Rückblick auf den Auf- und Ausbau von Fürst Leopold-Baldur konnte sich Dr. Wilde auf einige wesentliche Entwicklungsstufen beschränken, da die Geschichte der Schachanlage in einer Festschrift niedergelegt worden war, die alle Mitarbeiter und Freunde des Werkes erhalten hatten. Im Januar-Heft von WERK UND WIR waren außerdem aus dieser Festschrift die wichtigsten Abschnitte nachgedruckt.

Dr. Wilde hob in seinen Ausführungen hervor, daß noch heute anerkannt werden müsse, mit welch hohem technischem Können und mit welch erstaunlichem Weitblick die ersten Planer die Schächte ausgelegt und ausgerüstet hätten. Die gute Entwicklung der Schachanlage sei aber nicht möglich gewesen ohne eine heimatverbundene und beständige Belegschaft, wie sie sich um das Wahrzeichen von Dorsten, den Förderturm von Fürst Leopold, gebildet habe.



Symbolhaftes Kameradschaftsgedinge

Auf die Arbeitsbedingungen in der nördlichsten Zeche des Reviers eingehend sagte Dr. Wilde: „Der zusammengefaßte und mechanisierte Abbau hatte straffe Organisation, klar abgegrenzte und tief gegliederte Verantwortlichkeit, Disziplin, geistige Aufgeschlossenheit und vor allem die freiwillige Zusammenarbeit aller zu einem gemeinsamen Zweck zur Voraussetzung.“

Infolge dieser Betriebsweise sowie aus der kameradschaftlichen Grundhaltung der Belegschaft wurde das in den Kleinbetrieben alter Art angewandte Kameradschaftsgedinge auf die neuen großen Streben übertragen. Es umfaßt alle oder den größten Teil der in einem Abbaubetriebspunkt arbeitenden Bergleute und hat sich gerade bei der Weiterentwicklung der maschinellen Kohलगewinnung bewährt.

Der glatte und reibungslose Ablauf der täglichen Arbeit trägt im Verein mit gerechter Entlohnung entscheidend dazu bei, dem Bergmann Befriedigung über seine Arbeit, Freude an seiner Leistung und seinem Können und innere Anteilnahme am Wohl und Wehe seiner Zeche zu verschaffen. Nicht zuletzt liegt auch hierin eine Ursache für die Werkstreue unserer Belegschaft. Es ist klar, daß unter diesen Arbeitsbedingungen gute Leistungen und geringe Selbstkosten erzielt werden konnten.“

Durch sorgfältige und vielseitige Ausbildung des bergmännischen Nachwuchses, so sagte Dr. Wilde weiter, wolle man sich darum bemühen, daß künftig ein wachsender Teil der Untertagebelegschaft die Fähigkeiten des Handwerkers und des Bergmannes miteinander vereint, damit die immer zahlreicher angesetzten Maschinen und technischen Einrichtungen von einer Hand sachgemäß gewartet und zugleich auch produktiv angesetzt werden können.

Wege zu noch größerer Leistung

Dr. Wilde stellte fest, es komme nicht häufig vor, daß die bei der Anlage einer Zeche ange-

▲ Das war ein stolzer Tag für die letzten Mitglieder der Urbelegschaft, die dabei waren, als die Schächte von Fürst Leopold abgeteuft wurden, und die nun den 50. Geburtstag der Schachanlage miterleben durften. Auf unserem Bild erkennen wir links Bergwerksdirektor Bergassessor a. D. Dr. Wilde, daneben in der ersten Reihe von links nach rechts die „50jährigen“: Matthias Eichelbaum, Heinrich Kemper, Heinrich Bleker, Johann Neuking, Theodor Neuking und in der zweiten Reihe als Gäste vom Vorstand der Hoesch AG Bergassessor a. D. Paul Schulte-Borberg und Dr. Harald Koch

setzten Sohlen noch nach 50 Jahren im Betrieb sind, wie es auf Fürst Leopold der Fall sei und fuhr in einem Ausblick auf die Zukunft fort: „Trotz vielfach geäußelter Schwarzseherei über die Möglichkeit, die Leistung in größerem Umfange noch weiter zu steigern, sehe ich im Grubenbetrieb immer noch einige Wege, die Produktivität zu verbessern, insbesondere durch Erhöhung des Abbaufortschritts und der Fördermenge je Betriebspunkt.“

Nicht zuletzt soll es unser Bestreben sein, den Bergmann weiterhin von der schwersten körperlichen Arbeit zu entlasten. Auch die Zahl der Unfälle und der Berufserkrankungen durch ständige Einwirkung auf die Belegschaft sowie durch organisatorische und technische Maßnahmen weiter zu senken, ist unser sehr ernstes Anliegen.“

Zukunft der Flammkohle

„Die hervorstechende Eigenschaft unserer Flammkohle“, so fuhr Dr. Wilde fort, „ihr hoher Gehalt an flüchtigen Bestandteilen, hat vielleicht den 1918 durchgeführten Beschluß der Eisen- und Stahlwerk Hoesch AG zum Ankauf der Zeche Fürst Leopold mitverursacht, weil unsere Kohle zur Erzeugung von Kohle-Generatorgas geeignet war, das damals in Stahlwerken zum Betrieb von SM-Öfen verwendet wurde. Die Hochflüchtigkeit der Leopold-Kohle und ihr geringerer Heizwert sowie das Fehlen des Backvermögens waren aber später der Anlaß, daß sie in Zeiten der Marktschwäche besonders unter Absatzmangel litt.“

Heute scheint ihr hoher Gasgehalt wieder etwas mehr zu Ehren zu kommen, da sie für die Druckvergasung und für moderne Staubfeuerungen in Kraftwerken zur Zeit einen guten Absatz hat. Wir haben uns mit Nachdruck der technisch bisher nicht möglich gewesen Aufbereitung der schlecht absetzbaren Rohfeinkohle unter vier Millimeter zu gewaschener Feinkohle zugewandt, um ihr als ballastarmer hochwertiger Kraftwerkskohle einen Absatz an entfernt gelegene Verbraucher zu sichern."

Zuversichtlicher Ausblick

„Nach der bisherigen, im ganzen gesehen glücklich verlaufenen Entwicklung unserer Schachthanlage, die im wesentlichen den günstigen geologischen Verhältnissen und einer guten Belegschaft zu danken ist“, so stellte Dr. Wilde abschließend fest, „habe ich die feste Zuversicht, daß wir auch in Zukunft unsere wachsenden Aufgaben in gewohnter, die gesamte Belegschaft umfassender kameradschaftlicher Zusammenarbeit bewältigen werden. Wenn uns der Frieden erhalten bleibt, dann wird – so glaube ich – der Energiebedarf derart steigen, daß unsere Kohle einen guten Anteil daran behalten wird.“

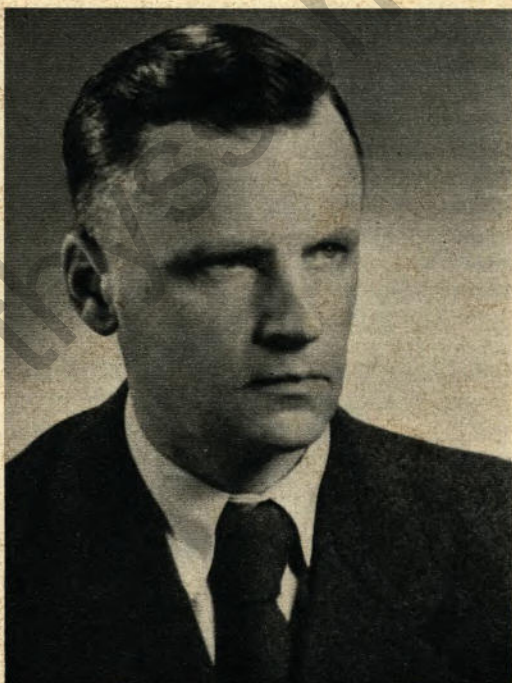
Dr. Wilde schloß mit herzlichem Dank an alle Bergleute von Fürst Leopold-Baldur für ihre Arbeit unter Tage wie auch über Tage und im Büro.

Grüße und Glückwünsche

Heinz Orzelski, der Vorsitzende des Betriebsrates der Schachthanlage, hob hervor, daß Fürst Leopold-Baldur heute trotz der großen Erschütterungen durch zwei Kriege zu den Zechen des Ruhrgebietes gehöre, die ständig Spitzenleistungen aufweisen können. An dieser Leistung habe die gesamte Belegschaft ihren Anteil. Bei jeder Würdigung des Bergmannsstandes in der Öffentlichkeit dürfe aber nicht vergessen werden, welche Opfer dieser Beruf verlange. So seien in 50 Jahren auf Fürst Leopold-Baldur 164 Arbeitskameraden verunglückt. Andere verstarben infolge schwerer Verletzungen oder erlagen einer Berufskrankheit.

Orzelski erinnerte an die großen Leistungen des

▼ Im März 1963 sind zehn Jahre vergangen, seitdem Bergwerksdirektor Bergassessor a. D. Dr.-Ing. Gustav Wilde die Leitung der Schachthanlage Fürst Leopold-Baldur übernahm



Bergmanns beim Wiederaufbau der westdeutschen Wirtschaft nach dem Kriege und betonte, daß die letzten zehn Jahre im Zeichen des Mitbestimmungsrechtes auch den Bergleuten einen neuen Platz in der menschlichen Gesellschaft gebracht hätten. Für die Zukunft erhoffte Orzelski zum Segen des Unternehmens und der in ihm arbeitenden Menschen ein gutes Zusammenwirken aller Beteiligten.

Das Bild der Heimat umgeformt

Bürgermeister Paul Schürholz brachte in herzlichen Grußworten zum Ausdruck, die Stadt Dorsten halte es für eine Pflicht der Treue, der Freundschaft und der Dankbarkeit, daß die Bande, die Zeche und Gemeinden in fünf Jahrzehnten zusammenschlossen, auch in der Zukunft gepflegt und noch gestärkt würden. Schürholz zeichnete ein Bild von den starken Wandlungen im kommunalpolitischen Raum um Dorsten, als der Bergbau über die Lippe nach Norden vorstieß. Er sagte: „Wenn wir heute, 50 Jahre nach der ersten Förderung, den Blick über dieses halbe Jahrhundert Heimatgeschichte zurückwerfen, dann können wir feststellen: Je mehr die Kommunalpolitik zusammenrückte, je mehr wir verwaltungsrechtlich und verwaltungstechnisch eine einheitliche Stadt geworden sind, um so mehr sind wir auch in beruflicher und menschlicher Beziehung eine Einheit geworden.“

Die Menschen, die in schwerer und gefährvoller Arbeit im Schoß der Erde die Werte bergen, die Sein und Werden unseres ganzen Volkes sichern, so fuhr der Bürgermeister fort, hätten seit nunmehr 50 Jahren in treuer Gemeinschaftsarbeit mit den übrigen Berufsständen das Bild der Heimat geformt. Die Sorge, den heimischen Energieträgern könnte durch eine allzu liberale Energiepolitik der berechtigte Vorrang genommen werden, mache auch vor den Rathäusern nicht halt. Auch hier teile man aber die Zuversicht, daß der Förderturm von Fürst Leopold-Baldur auch für die nächsten Jahrzehnte ein glückhaftes Wahrzeichen für die Stadt und ihre fleißigen Bürger bleibe.

Mit dem Blick nach vorn

„Unter den Gratulanten möchten wir als der beste Kunde des Geburtstagskindes nicht fehlen!“ Mit diesen Worten nahm Dr. Weittenhiller von der Steinkohlengas AG die Gelegenheit wahr, die enge Verbundenheit des Nachbarn mit der Schachthanlage zu bekunden. Dr. Weittenhiller sagte unter anderem:

„Ich möchte nicht mit leeren Händen zu dieser Feier kommen. Ich kann Ihnen allerdings nur zwei Prognosen bringen, die Ihnen Mut machen sollen. Wie Sie wissen, geht unser Außenhandelsüberschuß immer mehr zurück. Wenn es 1963 gut geht, dann wird der Wert von Ausfuhr und Einfuhr sich die Waage halten. 1964 werden wir aber, wenn nicht Grundlegendes geschieht, ins Minus kommen. Es wird daher der Regierung nichts anderes übrigbleiben, als sich zu überlegen, wie man die Einfuhr regeln kann, und dabei wird sie zwangsläufig dazu kommen, die Einfuhr an Erdöl zu drosseln und mehr Kohle fördern zu lassen, wenn wir nicht auf andere Importgüter verzichten wollen. Die Regierung wird in diesem Fall aber auf die Kohle zurückgreifen müssen, denn diese ist der einzige Rohstoff, den wir in genügendem Umfange im Lande haben.“

Wie man im Ausland über diese Dinge denkt, dafür als Beweis für meine Theorie ein kleines Beispiel: Ich war in den letzten Jahren sehr oft in England. Eines Tages habe ich dort die Frage gestellt, ob man sich darüber klar sei, daß bei



▲ Seit 1955 ist Heinz Orzelski Vorsitzender des Betriebsrates von Fürst Leopold-Baldur, dem er schon seit 1947 angehört. 1955 wurde er zum stellvertretenden Bürgermeister von Dorsten gewählt

den dortigen Kohlenpreisen das Gas teurer werden würde als von Venezuela flüssig importiertes Erdgas. Daraufhin sagte man mir, das wüßte man natürlich. Aber man wäre nicht so töricht wie wir und ließe die englische Kohle eingehen und gäbe darüber hinaus noch Devisen für ausländisches Erdgas aus. Zudem wolle man sich auch nicht in die Hände des Auslands begeben. Ich bin sicher, daß sich diese Ansicht allmählich auch bei unserer Regierung durchsetzen wird.

Was nun Ihre Schachthanlage speziell anbetrifft, so bin ich so optimistisch gestimmt, weil wir vor dreiviertel Jahren die größte Konvertierung der Welt in Betrieb genommen haben. Diese gestattet es zunächst einmal, das Gas praktisch zu entgiften; zum anderen aber erlaubt sie, große Mengen Erdgas unverändert in Koks-Ofenqualität dem Verbraucher zuzuführen. Dazu brauchen wir aber das Gas, welches wir aus Ihrer Kohle machen.

Ich halte das für eine äußerst glückliche Synthese zwischen den Interessen der Kohle und des Erdgases, und daher stammt mein Optimismus, speziell für die Schachthanlage Fürst Leopold-Baldur, dem ich Ausdruck verliehen habe. Daß diese meine Prognosen in Erfüllung gehen mögen, das ist mein großer Wunsch für Sie am heutigen Tage.“

Im Namen des Vorstandes der Hoesch AG überbrachte Bergassessor a. D. Paul Schulte-Borberg Glückwünsche und den herzlichen Dank für die Leistungen besonders in den letzten Jahren. Er hob hervor, daß diese Leistungen in der Spitzengruppe der Zechen im Ruhrgebiet einzigartig dastünden. Voller Zuversicht könne dieses Kind von Hoesch in die nächsten Jahre gehen, in denen sich das Ringen um eine ausreichende Energieversorgung auf dieser Schachthanlage weiterhin auf zwei sichere Pfeiler stützen können: moderne technische Einrichtungen und ein bleibend gutes Betriebsklima.

Mit dem „Steigerlied“, dargeboten von der Werkskapelle Fürst Leopold-Baldur, fand die festliche Stunde ihren Abschluß. Herzlicher Beifall dankte den Musikanten in der traditionellen Bergmannstracht ebenso wie den Sängern des „Männergesangsvereins Hervest-Dorsten“, die mit ihren Vorträgen der Feier einen stimmungsvollen Rahmen gegeben hatten.

DAS ALTER DARF NICHT ABSEITS STEHEN

Zur neuen Fernsehlotterie:

Am 3. Februar dieses Jahres begann erneut eine Fernsehlotterie. Sie steht unter dem Geleitwort „Miteinander – Füreinander“, unter dem das Kuratorium „Deutsche Altershilfe“ wirkt und arbeitet. Am 8. Dezember 1961 hat Bundespräsident Dr. h. c. Heinrich Lübke im Rahmen dieser „Aktion Gemeinsinn“ das „Kuratorium Altershilfe“ ins Leben gerufen. Dieses Kuratorium ist nun Träger der neuen Fernsehlotterie. Die frühere Fernsehlotterie „Ein Platz an der Sonne“ hat für die Erholung und für die Ferien der Berliner Kinder mehr als 20 Millionen DM erzielt. Das war ein großartiger Erfolg, der zugleich die Verbundenheit zwischen den Menschen der Bundesrepublik und den Berlinern erkennen ließ.

Welche Ziele und Absichten sind mit der neuen Fernsehlotterie zugunsten der „Deutschen Altershilfe“ verbunden? Wie sollen die Mittel verwandt, welche Einrichtungen geschaffen werden? Um unseren Lesern davon eine Vorstellung zu geben, haben wir die Ehrenpräsidentin des „Kuratoriums Deutsche Altershilfe“ Frau Wilhelmine Lübke um ein Interview gebeten, das sie uns zu unserer großen Freude gewährte. An dem Gespräch nahm Dr. Carl-Christoph Schweitzer vom Bundespräsidialamt teil, der zweite Vorsitzende der „Aktion Gemeinsinn“. Er berät das „Kuratorium Altershilfe“, in das der Bundespräsident Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens – Frau Dr. Annemarie Pönitz, Hamburg; Oberbürgermeister Dr. Vogel, München; – der Kirche – Landesbischof a. D. Dr. Haug, Stuttgart; Erzbischof Dr. Jäger, Paderborn; D. Dr. Eberhard Müller, Bad Boll; – der Wirtschaft – Alwin Münchmeyer, den Präsidenten des Deutschen Industrie- und Handelstages, Dr. Hans-Constantin Paulssen, den Präsidenten der Bundesvereinigung der Deutschen Arbeitgeberverbände; Willi Richter und Ludwig Rosenberg, die Vorsitzenden des Deutschen Gewerkschaftsbundes; – und aus Funk und Presse – Klaus von Bismarck, den Intendanten des Westdeutschen Rundfunks; Generaldirektor Hans Dürrmeier, München – berief. Pastor D. Ohl, der langjährige Direktor der Inneren Mission im Rheinland, und Frau Lotte Lemke, Vorsitzende der Spitzenverbände der Freien Wohlfahrtspflege, und aus unserem Kreis Dr. Harald Koch, gehören ebenfalls dem Kuratorium und dessen geschäftsführendem Vorstand an. An den Sitzungen des Kuratoriums und des Vorstandes nimmt die Ehrenvorsitzende, Frau Wilhelmine Lübke, regelmäßig teil. Darum fragten wir sie:

Unterredung mit Frau Wilhelmine Lübke, der Ehrenvorsitzenden des Vereins „Kuratorium Deutsche Altershilfe“

Werk und Wir: Als Ehrenvorsitzende des „Kuratoriums Deutsche Altershilfe“ dürfen wir Sie, hochverehrte Frau Lübke, fragen, welche Bedeutung die Fernsehlotterie hat und wie mit ihren Mitteln alten Menschen geholfen werden soll. Liegen gerade jetzt besondere Gründe vor, ein solches Unternehmen zu beginnen?

Frau Lübke: Jawohl, die Fernsehlotterie zugunsten der „Deutschen Altershilfe“ und damit für den erfüllten, gesunden und glücklichen Lebensabend vieler alter und einsamer Menschen beginnt zu einem Zeitpunkt, zu dem für unsere betagten Mitbürger ideell und materiell mehr als bisher getan werden muß. Die Lage unserer alten Menschen hat sich gegenüber früheren Zeiten wesentlich verändert und leider nicht immer zum Guten! Sehen Sie, früher gehörten die älteren Menschen in aller Regel zur Familie. Sie konnten sich im Hause nützlich machen. Das Gefühl, in der Hausgemeinschaft gebraucht zu werden, befriedigte sie und gab ihnen Lebensinhalt. Die Lasten und Reibungen aber, die





Am 1. Februar 1963 sprach Bundespräsident Dr. h. c. Heinrich Lübke im Schloß Bellevue vor der Berliner Pressekonferenz zum Beginn der von dem ebenfalls anwesenden Jochen Richert geleiteten Fernsehloterie zugunsten der Deutschen Altershilfe, nachdem der Film „Miteinander – Füreinander“ gezeigt war. Der Bundespräsident führte dabei im einzelnen folgendes aus:

Die große äußere und innere Not, mit der viele ältere Mitmenschen heute fertig werden müssen, wurde uns in dem soeben gezeigten Film an einigen besonders typischen Einzelschicksalen vor Augen geführt. Diese Not ist in hohem Maße die Folge von zwei Weltkriegen, von Geldentwertungen und der Vertreibung von Millionen Menschen aus der angestammten Heimat. Hier zu helfen ist natürlich in erster Linie Sache des Staates. Die Bürger sollten diese Aufgabe der Nächstenliebe jedoch nicht nur den Behörden oder den Wohlfahrtsverbänden überlassen, sondern sich alle mitverantwortlich fühlen. Daran erinnert der Fernsehfilm ebenso wie an die Tatsache, daß jeder von uns früher oder später von den Sorgen und Nöten der älteren Generation betroffen wird.

Heute gibt es in der Bundesrepublik sechs Millionen Menschen in einem Alter von über 65 Jahren. Das sind rund 11 v. H. unserer Bevölkerung. Hier in Berlin liegt der prozentuale Anteil bei 18,2 v. H. Daß sich die Zahl unserer älteren Mitbürger im Verhältnis zur Gesamtbevölkerung immer mehr erhöht, ist zurückzuführen auf den allgemeinen wirtschaftlichen Aufschwung, vor allem aber auf die Erfolge der medizinischen Wissenschaft. Infolgedessen ist innerhalb der letzten sechs Jahrzehnte die durchschnittliche Lebenserwartung von 45 auf rund 70 Jahre angestiegen.

Der Film sagt klar und deutlich: Es genügt nicht, das Leben des Menschen heute um immer mehr Jahre zu bereichern. Vielmehr müssen gleichzeitig die gewonnenen Jahre mit wirklichem Leben erfüllt werden. Wir haben unseren älteren Mitbürgern ein sinnvolles und menschenwürdiges Dasein zu ermöglichen und sie vor materieller Not, vor allem aber vor dem lähmenden Gefühl der Vereinsamung und des Überflüssigseins zu schützen. Die Schicksale, die der Film aufzeigen konnte, vermitteln uns einen lebendigen Eindruck von dieser Vereinsamung. Sie ist um so bedauerlicher, weil es sich vielfach um Menschen handelt, deren Reife, Ausgeglichenheit und Erfahrungen für die ganze Gesellschaft unentbehrlich sind.

Deshalb glaube ich auch, daß das Miteinanderleben der Großeltern, Eltern und Kinder in einer engeren oder loseren Hausgemeinschaft nach wie vor die vielfältigen Probleme unserer älteren Mitbürger – z. B. ihrer Unterbringung, Betreuung und Geborgenheit – am natürlichsten zu lösen vermag. Bei der Planung neuer Wohnungsbauvorhaben muß daher mehr als bisher ausreichender Wohnraum für alle drei Generationen vorgesehen werden. Gewiß gibt es in unserer Zeit wirtschaftliche und familiäre Verhältnisse, in denen es oft unmöglich, ja nicht einmal wünschenswert sein kann, die alten mit den jungen Familienmitgliedern zusammenleben zu lassen. Dennoch muß die Jugend in Elternhaus und Schule frühzeitig auf die Verpflichtungen hingewiesen werden, die sie der älteren Generation gegenüber hat.

Maßnahmen auf dem Gebiete der Altershilfe sind heute vor allem im Hinblick auf die 1,2 Millionen alter Mitbürger zu treffen, die völlig allein leben. Darüber hinaus muß sich unsere Hilfsbereitschaft den weiteren rund zwei Millionen zuwenden, die als ältere Ehepaare zwar noch einen eigenen Haushalt führen, denen dabei aber keine ausreichenden Hilfsdienste zur Verfügung stehen.

mit einer solchen Hausgemeinschaft verschiedener Generationen verbunden waren, gehörten wie selbstverständlich zu den natürlichen Gegebenheiten des Lebens. Heute ist das in den meisten Fällen anders. Wir wissen, daß die moderne Gesellschaft im Zeichen ihrer industriellen Entwicklung den berufstätigen Menschen schon früh aus seiner Familie herausführt. Der älter werdende Mensch kann daher auch nicht eines Tages, wenn er selbst nicht mehr in den Betrieb geht oder einsam geworden ist, einfach wieder in die Familie zurückkehren. Dies und andere soziale Veränderungen haben unzählige Menschen in unserer Bundesrepublik betroffen; wie viele haben zum Beispiel in dem furchtbaren Kriege ihre Kinder oder ohne eigenes Verschulden in zwei Inflationen alles verloren, was sie für ihren Lebensabend zurückgelegt hatten! Von den Statistikern wissen wir, daß der Anteil der betagten Menschen, also der Mitbürger über 65 Jahren, an der Gesamtbevölkerung heute schon mehr als 10 v. H. beträgt und bis 1970 auf beinahe 14 v. H. anwachsen wird. 1970 wird also in der Bundesrepublik jeder siebente Mensch über 65 Jahre alt sein.

Wir müssen einmal bedenken, daß es in der Bundesrepublik etwa 4 Millionen Rentnerhaushalte gibt, also Haushalte von Empfängern öffentlicher Renten, deren Einkommen ganz oder überwiegend aus solchen Renten besteht. Von diesen 4 Millionen Haushalten sind etwa 1½ Millionen Haushalte von Einzelpersonen und weitere 1½ Millionen Haushalte mit nur 2 Personen; in diesen etwa 3 Millionen Haushaltungen ist in fast 2 Millionen Fällen der Haushaltsvorstand über 65 Jahre alt, und, was wohl besonders schwer wiegt, in diesen Rentnerhaushalten beträgt in etwa 800000 Fällen das Einkommen monatlich unter 200 DM und in weiteren fast 800000 Fällen unter 300 DM. Es kann und muß also noch viel geschehen, um diesen betagten Menschen zu helfen, vor allem auch dadurch, daß man alte und junge Menschen zusammenbringt. Wir wollen auch nicht vergessen, daß häufig die seelische Not des Alleinseins, ohne daß wir die Bedeutung des angemessenen Lebensunterhaltes unterschätzen wollen, bitterer ist und schwerer wiegt als manche materielle Einschränkung.

Werk und Wir: Diese Statistiken sprechen eine beredete, eine ernste Sprache. Wie aber will und

Staat, Kommunen, Kirchen und Verbände haben bedeutende Leistungen auf dem Gebiete der Altershilfe aufzuweisen. Ihre Arbeit hatte jahrzehntelang rein karitativen Charakter. In unserer Zeit muß die Hilfe für die alten Mitbürger über diesen Rahmen hinausgehen. In enger Zusammenarbeit mit allen Organisationen und Verbänden, die auf diesem Gebiet tätig sind und über entsprechende Erfahrungen verfügen, will das Kuratorium „Deutsche Altershilfe“ neue Wege zu einem erfüllten Lebensabend entwickeln und fördern. Eine angemessene Unterbringung, Hilfs- und Pflegedienste – z. B. die Versorgung mit warmen Mahlzeiten –, sowie eine sinnvolle Beschäftigung unserer alten Mitbürger müssen nach Ansicht des Kuratoriums im Vordergrund dieser Arbeit stehen.

Bei der Durchführung solcher Hilfsmaßnahmen ergeben sich zum Teil erhebliche Schwierigkeiten. So können leider immer weniger Helfer für die Pflege der älteren Menschen gewonnen werden. In Mannheim z. B. mußte der Bau eines Altersheims kürzlich eingestellt werden aus Mangel an Pflegepersonal. Das Kuratorium „Deutsche Altershilfe“ sieht daher einen wichtigen Schwerpunkt seiner künftigen Tätigkeit darin, die Ausbildung von Pflegerinnen und Pflegern zu fördern, die entweder ganze Tage oder zu bestimmten Tageszeiten zu helfen bereit sind.

Besondere Bedeutung mißt das Kuratorium der Errichtung von Altenklubs und Begegnungsstätten bei. In einigen ausländischen Staaten werden solche, nach modernen Gesichtspunkten eingerichtete Klubs in die ärztliche Betreuung mit einbezogen. Es werden dort wertvolle Anregungen vermittelt, die von den körperlichen und seelischen Beschwerden des Alters abzulenken vermögen. Dadurch werden Lebenswille, Bereitschaft zur Anpassung und Selbstvertrauen geweckt. Das sind die wesentlichen Voraussetzungen für das Wohlbefinden unserer Alten und Einsamen.

Unsere Bemühungen sollen es ihnen ermöglichen, soweit die Kräfte reichen sich selber und darüber hinaus auch anderen Gliedern der Gemeinschaft zu helfen. Einige der vom Kuratorium kürzlich ausgezeichneten Altenklubs haben gerade in dieser Richtung Vorbildliches geleistet. In einer Reihe von Städten betreuen unsere älteren Mitbürger z. B. Waisenhäuser, überwachen Kinderspielfläche oder sorgen für die Unterhaltung gebrechlicher Altersgenossen und beraten sie ehrenamtlich als Juristen, Geistliche, Künstler, Handwerker usw.

Das Kuratorium wird auch Forschungsvorhaben unterstützen. Die in den Statistiken zum Ausdruck kommende Altersschichtung unserer Gesellschaft ist von den Wissenschaftlern, Bauplanern und auch vom Gesetzgeber noch nicht genügend zur Kenntnis genommen. Neben der Fülle der Literatur, die sich mit dem Kleinkind und den Heranwachsenden beschäftigt, nimmt sich die Zahl der wissenschaftlichen Untersuchungen dürftig aus, die unsere alten Mitbürger und die Menschen ihrer Umgebung mit den vielfältigen Problemen des Alters vertraut machen. Ohne Zweifel sind wir in der Bundesrepublik auf dem Gebiete der Altersforschung – und daher auch hinsichtlich der Errichtung von geriatrischen Kliniken bzw. klinischen Spezialabteilungen – hinter anderen Ländern zurückgeblieben.

Die in wenigen Tagen beginnende Fernsehloterie steht unter dem Motto der Aktion Gemeinsinn „Miteinander – Füreinander“. Diese Aufforderung sollte den Willen wecken zu äußerster Hilfsbereitschaft gegenüber den älteren Mitbürgern. Vorbilder für eine solche Hilfsbereitschaft gibt es in allen Schichten unseres Volkes. Ich erinnere an zwei Beispiele: Ein 15jähriger Junge in Konstanz opferte im vorigen Jahr viele Wochen hindurch seine Freizeit und brachte mehr als 3000 DM für den Bau eines neuen Altersheimes zusammen. Immer wieder melden sich Männer, Frauen und Jugendgruppen, aber auch Angehörige der älteren Generation, die in irgendeiner Form ihre Hilfe anbieten. Eine beispielhafte Einstellung bewies ein Arbeitnehmer mit Frau und zwei Kindern, der sich bereit erklärte, einen älteren Menschen als ständigen Gast in sein Haus aufzunehmen.

Die vor einem Jahr eröffnete Aktion „Das Alter darf nicht abseits stehen“ ist von Presse, Rundfunk und Fernsehen in einem sehr erfreulichen Ausmaß unterstützt worden. Ich hoffe daher auch, daß es den gemeinsamen Anstrengungen aller Organe der Publizistik gelingt, in den nächsten Wochen unseren Mitbürgern die vielfach erschütternde Lebensnot der alten Menschen besonders eindringlich vor Augen zu führen und damit zu einem möglichst großen Erfolg der Fernsehloterie beizutragen. Den Intendanten und Verlegern mit allen ihren Mitarbeitern danke ich dafür, daß sie die Fernsehloterie möglich gemacht haben und die Werbung für die Aktion „Das Alter darf nicht abseits stehen“ durch beachtliche Opfer unterstützen. Für den Kauf eines Loses wurde ein Betrag von 5,- DM festgesetzt, der in den weitaus meisten Fällen erschwinglich sein sollte. Dabei wird jeder selbst mit sich im klaren sein, welche Summe er im Rahmen seiner finanziellen Möglichkeiten auf das Konto der Deutschen Altershilfe überweisen kann. Unsere Landsleute haben in den letzten Jahren wiederholt bewiesen, daß sie bereit sind, zu helfen, wo es wirkliche Not gibt. Der vorhin vorgeführte Fernsehfilm hat uns allen deutlich gemacht, daß die alten Menschen auf unsere Mithilfe dringend angewiesen sind. Deshalb bitte ich Sie, immer wieder an das Motto zu erinnern:

**JEDEN TAG
EINE GUTE TAT!**

kann das Kuratorium Altershilfe nun im einzelnen helfen? Was wird und kann man zusätzlich für alte Menschen tun, die einsam sind?

Frau Lübke: Das „Kuratorium Deutsche Altershilfe“ hat sich das Ziel gesetzt, betagten Mitbürgern, die der besonderen Mithilfe ihrer Mitmenschen bedürfen, den Lebensabend zu erleichtern und zu verschönern. Das Kuratorium will insbesondere die Öffentlichkeit über die Lage dieser Mitbürger unterrichten und zum Mitdenken und zur Mithilfe anregen. Uns, die wir im Kuratorium mitarbeiten, ist selbstverständlich bekannt, wieviel die bestehenden Organisationen – also zum Beispiel das Rote Kreuz, die Arbeiterwohlfahrt, die Caritas, die Innere Mission und viele andere – und dazu die Gemeinden und die Gemeindeverbände schon auf diesem Gebiete getan haben und noch tun. Aber es sollte eben viel mehr geschehen. Vor allem müssen neue Formen der Altershilfe geschaffen werden. Eine solche Arbeit aber erfordert sehr erhebliche Geldmittel. Dazu soll uns vor allem die Fernsehlotterie helfen.

Werk und Wir: Herr Dr. Schweitzer, hat sich nicht auch schon die Aktion Gemeinsinn, die seinerzeit die Anregung für diese Altershilfe gab, mit diesem Problem beschäftigt?

Dr. Schweitzer: Die Aktion Gemeinsinn hat im Vorjahre in drei Städten der Bundesrepublik, in Berlin, Köln und Mannheim, durch besondere Aufrufe freiwillige Helfer gesucht. In diesen drei Städten haben wir mit den Sozialbehörden und den Verbänden der Freien Wohlfahrtspflege Erfahrungen ausgetauscht, die als Grundlage für weitere Maßnahmen der Altershilfe dienen. Die Verbände haben, wie

▼ Der Vorstand des Kuratoriums Deutsche Altershilfe bei der Arbeit im Hause des Bundespräsidenten. Wir sehen links die Ehrevorsitzende des Kuratoriums Frau Wilhelmine Lübke, neben ihr die beiden Vorsitzenden des Kuratoriums, Pastor D. Ohl, seit fünfzig Jahren Direktor der Inneren Mission Rheinland, und Dr. Harald Koch; gegenüber Frau Lotte Lemke, die langjährige Vorsitzende der Freien Wohlfahrtspflege, die im Vorstand des Kuratoriums die Wohlfahrtsverbände vertritt. Neben ihr mit dem Rücken zum Beschauer Dr. Schweitzer aus dem Bundespräsidialamt, den zweiten Vorsitzenden der Aktion Gemeinsinn, Ministerialrat Weller aus dem Bundesinnenministerium und Verleger Robert Pfützner vom Verlag Mensch und Arbeit in München, der für das Kuratorium ein Büchlein über die Altenklubs herausgeben wird (mit ihm zusammen hat Hoesch die Jahressgaben von WERK UND WIR entwickelt)

Ihnen das Frau Lübke erklärte, bereits Vorbildliches geleistet. Sie unterhielten zum Beispiel in Westberlin mehr als 50 Altentagesstätten, in Köln 15 „Offene Türen“ und 10 Beratungsstellen für alte Menschen. Aber auch in vielen anderen Städten und in vielen kleineren Gemeinden sind bereits vorbildliche Altenklubs eingerichtet, die gefördert und nachgeahmt werden sollten.

Werk und Wir: Halten Sie, hochverehrte Frau Lübke, denn die Altenklubs für geeignete Einrichtungen, die den alten einsamen Menschen helfen können?

Frau Lübke: In einem ganz besonderen Maße können die Altenklubs helfen, alte Menschen zusammenzubringen und ihnen den Lebensabend zu erhellen und zu erheitern. Seit langem schon leisten derartige Klubs, ins Leben gerufen durch vielerlei Initiativen, hervorragende Arbeit. Das war auch der Grund, warum das Kuratorium kürzlich an mehr als 15 Klubs nicht unerhebliche Beträge verteilt hat, damit diese Klubs ihre segensreiche Arbeit noch vertiefen können. Man stelle sich doch nur vor, welches Glück es für einen einsamen alten Menschen bedeuten kann, wenn er Gelegenheit findet, mit Gleichaltrigen ein oder mehrere Male in der Woche zusammenzutreffen, gemütlich zu plaudern, ein Spiel zu machen, zu musizieren, gemeinsam zu handarbeiten, zu lesen und vielleicht auch Erinnerungen auszutauschen. Wo immer es möglich ist, in Stadt und Land, sollten daher weitere derartige Altenklubs geschaffen werden, und deren Devisen sollte je nach dem Zweck, der im Vordergrund steht, sein: „Alte helfen Alten“ oder „Alte helfen Jungen“ oder auch „Gemeinsam alt werden“.

Werk und Wir: Nehmen wir doch einmal die Frage der über 65 Jahre alten Frauen, die rund 60 v. H. dieser Altersgruppe ausmachen. Wie manches junge Ehepaar sucht, wenn er und sie arbeiten, für die Kinder eine gute und fürsorgliche Betreuerin! Und wo überall sonst noch könnte eine einsame, ältere Frau nützlich sein!

Frau Lübke: Weil das richtig ist, haben wir finanzielle Hilfen zur Ausbildung von Altenpflegerinnen vorgesehen; wie gern wäre sicherlich noch manche Kriegerwitwe oder manche Rentnerin auf diese Weise nebenberuflich tätig. Damit wäre eine Hilfe für beide Teile, für die Helfenden, die wieder einen Lebensinhalt haben, und für die Betreuten!

So möchte ich ganz grundsätzlich sagen: Wo

nicht besondere Fälle der Not und der Hilfsbedürftigkeit vorliegen, sollte die Altershilfe den alten Menschen nie nur als Objekt ihrer Hilfe ansehen, sondern diese Hilfe sollte den Willen des alten Menschen, sich selbst zu helfen, wirkungsvoll unterstützen.

Werk und Wir: Eine große Rolle im Leben älterer Menschen spielt auch die Wohnung. Vielleicht können durch die Fernsehlotterie auch hierfür Mittel gewonnen werden?

Frau Lübke: Ja, daran haben wir gedacht. Aber wie gesagt, wir können ja nur Anregungen geben und nur durch Beispiele wirken, an denen wir uns vielleicht finanziell beteiligen. Ein großartiges Modell hat der Landkreis Plön gegeben: Mit dem „Hilfswerk zur Schaffung von Kleinstrentnerwohneinheiten“ konnten in vier-einhalb Jahren 25 Heime mit 443 Wohnungen gebaut werden. Den hierfür erforderlichen Gesamtbetrag von mehr als 5 Millionen DM brachte das Hilfswerk aus eigenen Mitteln oder durch großzügige Spenden auf.

Darüber hinaus wäre es im Sinne einer vernünftigen Familienzusammenführung durchaus zu empfehlen, besondere Baudarlehen oder verlorene Zuschüsse an solche jungen Ehepaare zu geben, die im Rahmen ihrer Wohnungsbauten Wohnräume für die Alten ihrer Familie, also vornehmlich wohl für die Eltern, einplanen; vielleicht könnte man auch Industriefirmen anregen, bei Siedlungsbauten Wohnräume für alte Leute vorzusehen! Sie sehen, es gibt viel zu tun!

Werk und Wir: Wir haben bisher über mögliche und notwendige Maßnahmen für gesunde alte Menschen gesprochen. Werden aus dem Ergebnis der Fernsehlotterie auch für die Hilfs- und Pflegebedürftigen zusätzliche Mittel zu gewinnen sein?

Frau Lübke: Das hoffen wir zuversichtlich. Alters- und Alterswohnheime möchten wir fördern, die unter Berücksichtigung neuester psychologischer und medizinischer Erkenntnisse errichtet werden, die sich etwa auf Einrichtung und Raumaufteilung beziehen. Ferner wollen wir Maßnahmen für die Erholung unterstützen und Anregungen dafür geben; dabei denken wir ganz besonders an alte Berliner.

Werk und Wir: Sosehr wir der soeben begonnenen Fernsehlotterie ein gutes finanzielles Ergebnis wünschen, damit all die Ziele zum Wohle der älteren Generation erreicht und verwirklicht werden können, darf man doch auch den ideellen Beitrag dieser Aktion nicht übersehen. Wenn ein solch bedeutendes Massenmedium wie das Fernsehen sich für die Probleme der älteren Menschen einsetzt, könnte damit nicht auch mancher andere und vielleicht neue Gedanke zur praktischen Hilfeleistung geweckt werden?

Frau Lübke: Das hoffen wir sehr! Vielleicht wird gerade bei unserer Jugend das Verständnis dafür geweckt, daß ältere Menschen Geborgenheit im doppelten Sinne brauchen: Sie brauchen Kontakt zu jüngeren Menschen und Heimatrecht in der Gemeinschaft. Sie möchten aber auch aus der Weisheit ihres Alters mit Rat und Tat noch helfen und betreuen und nicht zum alten Eisen gehören. Und es ist durchaus anzunehmen, daß unsere Fernsehlotterie nicht nur zu mancher guten Tat anregt, sondern daß sie ein wichtiger Brückenschlag zwischen Jugend und Alter wird.

Werk und Wir: Wir danken Ihnen, Frau Lübke, für diese Unterhaltung und wünschen dem „Kuratorium Deutsche Altershilfe“ und dieser Fernsehlotterie glückbringende Erfolge!



Mehr als 25 000 sahen Hoesch Steckenpferdturnier

Am 13. Januar um 11.50 Uhr war es soweit: Der 25000ste Besucher unseres Hoesch Steckenpferdturniers erschien in der Turnhalle von Schacht Carl, wo unsere Ausstellung nach den Stationen in Dortmund, Hagen, Hohenlimburg und Dorsten ihre Wanderschaft beendete. Fahrsteiger Bernhard Kopyczinski von der Schachanlage Fritz war der „Jubilar“. Er war nicht wenig überrascht, als Arbeitsdirektor Laser (links) ihm den Bildband „Malerei der Welt“ und seiner Frau eine große Schachtel Pralinen und einen Blumenstrauß überreichte. Auch dieser Besucherrekord bestätigt, wie erfolgreich unsere Ausstellung war, über die wir im nächsten Heft noch einmal berichten und dabei auch die mit dem zweiten Preis ausgezeichneten Arbeiten und die Preisträger vorstellen werden.



passiert notiert fotografiert

◀ Um den Teilnehmern der Akademie für Fernstudium, Bad Harzburg, das Studium in Arbeits- und Sozialrecht, in Betriebswirtschafts- und Volkswirtschaftslehre zu erleichtern, wurde am 5. Dezember 1962 für Mitarbeiter der Hoesch AG eine Arbeitsgemeinschaft geschaffen. Ihre erste Zusammenkunft fand am 10. Januar 1963, 17.00 Uhr, in der kaufmännischen Berufsschule Glückaufstraße statt. Die neue Arbeitsgemeinschaft soll den Erfahrungsaustausch der Teilnehmer untereinander fördern und Hinweise auf zweckmäßige Fachliteratur geben.

► Hoesch-gefedert war der Wagen der Siegerinnen im „Gran Premio Nacional Standard“, Argentinien. Die beiden Schwedinnen Ewy Rosquist und Ursula Wirth fuhren das Rennen in ihrem Mercedes 220 SE und vollbrachten damit eine unwahrscheinliche Leistung. Sie gewannen nicht nur alle sechs Etappen der über 4600 Kilometer langen Strecke, sondern nahmen der gesamten männlichen Konkurrenz dabei einen Vorsprung von über drei Stunden ab. Im November besuchten uns die beiden Siegerinnen mit einigen Herren des Direktoriums von Mercedes-Benz Argentina S.A. Auf unserem Bild links von Frau Ewy Rosquist und Frau Ursula Wirth Dipl.-Kfm. Carl-Josef Heimer von Hoesch Argentina, dahinter Ing. Michael und Direktor Mosetti von Mercedes-Benz Argentina, ganz rechts Herr Fasregas.





BILD DES MONATS

Von Jean Cocteau, dem französischen Dichter und Filmregisseur, stammt das Wort: Ob man will oder nicht, das Objektiv eines Apparates ist es nicht, das ein Bild aufnimmt, sondern das Auge des Fotografen! – Hier richteten sich zwei geschulte Augen auf die eben gefüllten

Seit unserem letzten Gespräch ist ein Monat vergangen. Aus der noch kalten Erde stoßen bereits die Spitzen der Krokusse. Wir erinnern uns, daß Anfang des Jahres Karl Fiskus seinen Freunden am Stammtisch die Werbungskosten, Sonderausgaben und außergewöhnlichen Belastungen in den Grundzügen erläutert und Hinweise auf die Durchführung des Lohnsteuer-Jahresausgleichs gegeben hat. Auch sind in diesem Zusammenhang bereits einige Fragen beantwortet worden. Man hat „Blut geleckt“ und erinnert Fiskus an sein Versprechen, ihm noch einmal mit steuerlichen Fragen kommen zu dürfen. Dem Leser sei zum besseren Verständnis empfohlen, bei der Lektüre das Januar-Heft von „WERK UND WIR“ mit zur Hand zu nehmen.

Fleißig: Ich habe inzwischen meinen Antrag auf Durchführung des Lohnsteuer-Jahresausgleichs fertiggestellt, habe dazu aber noch ein paar Fragen.

Groß: Ich interessiere mich für die steuerlichen Vergünstigungen, die ich wegen meiner Unterhaltslasten habe.

Kohle: Mein künftiger Schwiegervater möchte gern wissen, was wegen der Aussteuer zu machen ist?

Altmann: Was gibt es für die Hausgehilfin?

Fiskus: Wenn Ihr alle durcheinander redet, kommen wir nicht weiter. Die wichtigsten Vergünstigungen habe ich mir mal zusammengestellt. Jeder von Euch möge sich aus diesem Kuchen die auf ihn entfallenden Rosinen herauspicken.

Es erscheinen:

ein versierter
Steuerrat, Karl
Fiskus, der als
62-jähriger noch
seinen Dienst im
Interesse des Staats-
säckels tut;

ein Oberingenieur
aus der Bauindu-
strie (54), Richard
Groß, der als
betuchtester in dem
kleinen Kreise gilt.
Er muß Unter-
haltszahlungen
an die geschiedene
Frau leisten;

der Buchhalter
Heinrich Fleißig
(48), der zu den
sogenannten
Doppelverdienern
zählt, da seine Frau
als Büroangestellte
noch tätig ist. Ihr
Töchterchen haben
sie in einem Internat
untergebracht;

der Jüngste,
Fritz Kohle (29),
ist Reviersteiger.
Er ist glücklicher
Bräutigam;

Senior in unserem
Kreis ist ein
Pensionär, Wilhelm
Altmann. Als
72-jähriger macht
er äußerlich noch
einen rüstigen
Eindruck, da man
ihm nicht ansieht,
daß er seit einigen

Kinderermäßigungen

Also fangen wir mal an mit den Kindern.

Fleißig: Bei den Kindern dürfte doch alles klar sein.

Fiskus: O nein. Schon allein über die Steuer-
vergünstigungen bei Kindern läßt sich ein Buch
schreiben. Ich kann mich daher auch hier nur
auf das Wesentliche beschränken.
Kinder, die jünger als 18 Jahre sind, werden im
allgemeinen auf der Steuerkarte als „Kinder“
geführt, d. h. für sie gibt es den sogenannten
Kinderfreibetrag. Damit sind in der Regel die
Aufwendungen für den Unterhalt und die Be-
rufsausbildung eines Kindes abgegolten. Dich,
Heinrich, möchte ich darauf hinweisen, daß bei
auswärtiger Schulausbildung oder Berufsaus-
bildung eines Kindes unter 18 Jahren ein zu-
sätzlicher Freibetrag von DM 1200,— gewährt
wird.

Die nächste Altersstufe, die man sich bei Kin-
dern wegen etwaiger Vergünstigungen merken
sollte, liegt zwischen dem 18. und 25. Lebens-
jahr. Hier wird auf Antrag der Kinderfreibetrag
solange gewährt, wie sich das Kind noch in der
Berufsausbildung (Studium, Lehre usw.) be-
findet. Findet die Berufsausbildung auswärts
statt, so gibt es auch hierfür einen besonderen
Freibetrag von DM 1200,—. Kompliziert wird in
dieser Altersstufe die Regelung, wenn die Kin-
der eigene Einkünfte haben. Zunächst fordert
der Gesetzgeber, daß der Steuerpflichtige die
Kosten des Unterhalts und der Berufsaus-
bildung im wesentlichen trägt.

Groß: Mit dieser allgemeinen Bestimmung läßt
sich m. E. nicht viel anfangen.

Fiskus: Richtig. Deshalb muß zunächst das
Wort „wesentlich“ etwas näher umrissen wer-
den. Die Richtlinien geben daher den Hinweis,
daß eine wesentliche Bestreitung der Kosten
für den Unterhalt und die Berufsausbildung
etwa bei 75 v. H. der Gesamtkosten liegt.

Fleißig: In der Praxis arbeitet man gerne mit
festen Beträgen. Ist denn nicht irgendwie be-
stimmt, welches eigene Einkommen ein Kind
ohne Anrechnung auf den Zuschuß haben
kann?

Fiskus: In den Einkommensteuer-Richtlinien
findet man den Hinweis, daß ein durchschnitt-
licher Arbeitslohn des Kindes bis zu DM 137,—
im Monat die Gewährung des Kinderfreibetra-
ges nicht ausschließt. Übersteigen die tatsäch-
lichen Werbungskosten des Kindes DM 47,—
im Monatsdurchschnitt, so stockt sich dieser
Betrag noch auf. Außerdem gibt es bei diesem
Problem noch einige „Wenn und Aber“. Er-
spart mir, daß ich hier alle Möglichkeiten auf-
zähle.

Groß: Hier scheint sich der deutsche Perfek-
tionismus wieder mal auszutoben. Für meinen
Neffen dürfte es jedoch keine Steuervergünsti-
gung mehr geben?

Fiskus: Was ist denn mit dem los?

Groß: Er ist Referendar und erhält während
seines sogenannten Vorbereitungsdienstes
vom Staat einen Unterhaltszuschuß von etwa
DM 350,— monatlich.

Fiskus: Damit hat Dein Neffe im Regelfalle ein
eigenes Einkommen, das dem Papa nicht mehr
die Möglichkeit gibt, wegen seines Sprößlings
Steuervergünstigung (Kinderfreibetrag, Frei-
betrag für auswärtige Berufsausbildung) gel-
tend zu machen.

Da fällt mir gerade noch ein, daß auf Antrag
auch Kinderfreibeträge für Kinder gewährt wer-
den, die Wehrdienst (Ersatzdienst) leisten.

Altmann: Wird denn diese Vergünstigung in
allen anstehenden Fällen gewährt?

Fiskus: Leider nein. Folgende Voraussetzungen
müssen vorliegen:

- Das Kind darf das 25. Lebensjahr nicht voll-
endet haben, und durch den Wehrdienst
muß die Berufsausbildung des Kindes unter-
brochen sein und
- der Steuerpflichtige (Vater) muß vor der
Einberufung die Kosten des Unterhalts und
der Berufsausbildung im wesentlichen ge-
tragen haben.

Mit der Erreichung des 25. Lebensjahres ist es
mit der Gewährung eines Kinderfreibetrages
endgültig zu Ende.

Groß: Soll das nun heißen, daß man für Kinder,
die über 25 Jahre alt sind, keine Steuerver-
günstigungen mehr erhält?

Fiskus: Unter bestimmten Voraussetzungen
gibt es auch hier noch Freibeträge. Befindet
sich das Kind noch in der Berufsausbildung
(Studium), so wird als außergewöhnliche Be-
lastung ein Freibetrag von DM 1200,— gewährt,
der sich um weitere DM 1200,— bei auswärtiger
Unterbringung wegen Berufsausbildung er-
höht.

Wenig bekannt dürfte sein, daß es auch für
Enkelkinder Kinderfreibeträge aus Billigkeits-
gründen geben kann.

Plauderei am runden Tisch über Steuern II

Altman: Das dürfte doch wohl nur ganz selten vorkommen?

Fiskus: O nein, ich erinnere z. B. nur an die zahlreichen Studenten-Ehen, welche heute geschlossen werden. Die jungen Eltern haben keine eigenen Einkünfte und werden von ihren Eltern unterhalten. Sofern die Enkelkinder dann zum Haushalt der Großeltern gehören, können diese für ihre Enkelkinder Kinderermäßigung beanspruchen.

Der Vollständigkeit halber sei noch auf die traurigen Fälle hingewiesen, bei denen ein Kind wegen geistiger und körperlicher Gebrechen dauernd erwerbsunfähig ist. Das Finanzamt muß in diesen Fällen Mitleid bekunden und einen Kinderfreibetrag gewähren, ohne daß das Alter eine Rolle spielt. Durch den Kinderfreibetrag werden die üblichen Aufwendungen für den Unterhalt des Kindes abgegolten. Kommen zu diesen Aufwendungen außergewöhnliche hinzu (z. B. für ärztliche Betreuung, Unterbringung des Kindes in einer Heil- und Pflegeanstalt), so können die dadurch entstehenden Mehraufwendungen neben dem Kinderfreibetrag als außergewöhnliche Belastung berücksichtigt werden.

Soweit das Wichtigste über Steuervergünstigungen bei Kindern.

Krankheiten

Die Gesundheit ist ein kostbares Gut. Wenn wir unseren Mitmenschen etwas Gutes zu wünschen haben, dann sagt man einfach: „Bleibe gesund!“ Das ist immer richtig. Dieses Sprüchlein erfordert kein Nachdenken und trifft meistens den Kern der Sache. Daß Krankheiten und Gebrechen in zahlreichen Fällen zu außergewöhnlichen Belastungen führen, weiß auch die Finanzverwaltung. Sie gewährt daher den Betroffenen mancherlei Vergünstigungen.

Körperbehinderten wird ein Pauschbetrag gewährt, der von DM 360,— bis DM 3900,— gestaffelt ist, und zwar je nach dem Grade der Minderung der Erwerbsfähigkeit. Beträgt die Minderung der Erwerbsfähigkeit weniger als 25 v. H., gibt es keinen Pauschbetrag.

Kohle: Bekanntlich ist bei uns im Bergbau die Erkrankung an Silikose verbreitet. Fallen die hieran erkrankten Personen auch unter diese Regelung?

Fiskus: Ja, die Richtlinien sehen ausdrücklich vor, daß der Pauschbetrag für Körperbehinderte auch beansprucht werden kann, wenn die Körperbehinderung auf einer *typischen Berufskrankheit* beruht.

Besondere Pauschbeträge gibt es auch, wenn im Krankheitsfall eine typische Krankendiät erforderlich ist. Nach den Verhältnissen des Einzelfalles können auf Antrag ohne Nachweis monatlich anerkannt werden

ab 1. 1. 1963 DM 40,—, vorher DM 30,— bei Gallen-, Leber- oder Nierenleiden

ab 1. 1. 1963 DM 50,—, vorher DM 40,— bei Tuberkulose oder Zuckerkrankheit

ab 1. 1. 1963 DM 75,—, vorher DM 60,—

Altman: Ich brauche also keinen Nachweis über meine Zuckerkrankheit zu bringen?

Fiskus: Gemeint ist hier, daß Du bei Beanspruchung der Pauschsätze die effektiven Kosten Deiner Diät nicht nachzuweisen brauchst. Liegen die Mehrkosten gegenüber der normalen Ernährung jedoch höher als die vorgenannten Pauschbeträge, so müssen sie durch geeignete Unterlagen nachgewiesen werden. In jedem Falle muß jedoch eine ärztliche Bescheinigung über die Notwendigkeit der Diät beigebracht werden.

Altman: Habe ich Dich richtig verstanden, daß ein *amtsärztliches* Zeugnis nicht erforderlich ist, sondern daß eine ärztliche Bescheinigung genügt?

Fiskus: Ja! Ergänzend muß ich jedoch noch sagen, daß die Vergünstigungen für Diätkost sich steuerlich erst auswirken, wenn die sogenannte zumutbare Eigenbelastung überschritten ist.

Ein *amtsärztliches* Zeugnis ist jedoch erforderlich, wenn jemand für eine verordnete Badekur eine Steuerermäßigung begehrt. Dieser strengere Maßstab ist schon geboten, weil nach Anrechnung der Leistungen Dritter (Erstattung durch Krankenkassen) alle Aufwendungen wie Fahrtkosten, Unterbringung, Kurkosten, Arztkosten usw. zu den außergewöhnlichen Belastungen zählen. Ein *amtsärztliches* Zeugnis wird nicht verlangt, wenn bereits die zuständige Krankenkasse eine Beihilfe für die Kur gewährt und damit in geeigneter Weise die Notwendigkeit der Kur geprüft und anerkannt hat.

Daß auch bei allen anderen Krankheiten die Arzt- und Krankenhauskosten nach Anrechnung der Leistungen der Krankenkasse außergewöhnliche Belastungen sein können, wenn die zumutbare Eigenbelastungsgrenze überschritten wird, versteht sich am Rande. Dasselbe gilt bezüglich der Aufwendungen für den Arzt, für das Krankenhaus und für die Hebamme bei der Geburt von Kindern. Da jedoch die Steuerpflichtigen häufig dazu neigen, bei ihren Anträgen über das Ziel hinauszuschießen, so sei an dieser Stelle darauf hingewiesen, daß die Aufwendungen für die Ausstattung eines Säuglings (Wäsche, Kinderwagen usw.) keine außergewöhnlichen Belastungen sind.

Sonstiges

Groß: Du hast, lieber Karl, uns heute einen Überblick über die Vergünstigungen gegeben, wenn man mit Kindern gesegnet oder mit Krankheiten geschlagen ist. Vielleicht bist Du bereit, abschließend zur Abrundung des Gesamtbildes noch zu ein paar besonderen Fällen Stellung zu nehmen. Ich denke da vor allem an etwaige Freibeträge, die bei der Unterhaltsgewährung an die schuldlos geschiedene Ehefrau oder für den Unterhalt unehelicher Kinder gewährt werden.

Fiskus: Bei der Zahlung von Unterhaltsrenten an die schuldlos geschiedene Frau ist zunächst davon auszugehen, daß die Unterhaltsleistung beim Mann eine nicht abzugsfähige Einkommensverwendung ist. Das schließt jedoch nicht aus, daß der Mann diese Leistungen bis zu einem Höchstbetrage von DM 1200,— jährlich als außergewöhnliche Belastung geltend machen kann. Dieser Freibetrag wird jedoch um die eigenen Einkünfte der Ehefrau gekürzt, wenn diese DM 1560,— jährlich übersteigen.

Groß: Wenn ich Dir richtig folgen konnte, gibt es also für den geschiedenen Mann keinen Freibetrag, wenn die Frau beispielsweise als Büroangestellte monatlich DM 400,— verdient.

Fiskus: Das stimmt genau.

Beim Unterhalt unehelicher Kinder wird in Höhe der Unterhaltsverpflichtung auch ein Freibetrag gewährt, im höchsten Falle aber nur bis DM 1200,— jährlich.

Altman: Mich interessiert der Freibetrag, den ich für die Beschäftigung meiner Hausgehilfin beanspruchen kann.

Fiskus: Der Dir zustehende Freibetrag beträgt DM 1200,—. Bei Dir genügt die Tatsache, daß Du das 60. Lebensjahr vollendet hast. Für die Gewährung dieses Freibetrages ist es gleich,



▲ Diese Zeichnung zeigt, daß die Bundesrepublik mit dem Teil des Brutto-Sozialproduktes, der durch Steuern und Sozialversicherungen in die Staatskassen fließt, an der Spitze der westlichen Industriestaaten liegt. Der Anteil dieser Belastungen am Sozialprodukt wuchs bei uns von 31,5 v. H. 1957/58 auf 33,4 v. H. 1961/62 und damit auf ein Drittel des Sozialprodukts



▲ Aus welchen Steuerquellen nimmt der Bund das Geld, um seine Auslagen zu bestreiten? Darauf gibt unsere Darstellung eine Antwort. Zugrunde gelegt sind die Zahlen vom vergangenen Herbst, als die Regierung einen Haushaltsplan von 56 Milliarden DM aufstellte und dem Bundesrat zulegte. Zwischen der Haushaltssumme von 56,8 Milliarden DM und dem angesetzten Steueraufkommen von 48,1 Milliarden DM klafft eine Lücke. Sie muß ausgeglichen werden durch Einnahmen aus Einrichtungen, welche die öffentliche Hand selbst betreibt, außerdem müssen die Länder ihren Beitrag aus Landessteuern leisten, der Rest muß durch Anleihen gedeckt werden

ob der Ehemann oder die Ehefrau 60 Jahre alt geworden sind.
Ferner kann in folgenden Fällen dieser Freibetrag geltend gemacht werden, wenn

1. zum Haushalt des Steuerpflichtigen mindestens drei Kinder gehören, die das 18. Lebensjahr noch nicht vollendet haben,
2. ein unverheirateter Steuerpflichtiger oder beide Ehegatten erwerbstätig sind und zu ihrem Haushalt zwei Kinder unter 18 Jahren gehören,
3. eine zum Haushalt gehörige Person nicht nur vorübergehend krank, körperlich hilflos oder schwer körperbehindert ist.

Bei Beschäftigung einer Haushaltshilfe (amtliche Bezeichnung für Putzfrau oder Raumpflegerin) gibt es unter denselben Voraussetzungen den halben Satz, d. h. also einen Freibetrag von DM 600,—.

Kohle: Doch nun zur Liebe.
Ihr wißt, daß ich in Kürze heiraten will. Da mein Schwiegervater guten Willens ist, seiner Tochter eine Aussteuer zu geben, wäre es da nicht recht und billig, wenn das Finanzamt ihm den Verlust von Tochter und Geld etwas mildern würde?

Fiskus: Im Gegensatz zu früher wird für die Beurteilung der Frage, ob Aufwendungen für die Aussteuer einer Tochter außergewöhnliche Belastungen sein können, nunmehr der Höhe des Einkommens und des Vermögens sowohl des Vaters als auch seiner Tochter eine wesentliche Bedeutung beigemessen. Da im einzelnen die Vermögens- und Einkommensgrenzen zahlenmäßig nirgends festgelegt sind, liegt hier ein typischer Fall vor, bei dem das sogenannte freie Ermessen des Veranlagungsbeamten einen großen Spielraum hat.

Groß: Mit anderen Worten, es ist also dabei nicht gleich, ob man an einen großzügigen Beamten gerät, oder ob man es mit einem Pedanten zu tun hat?

Fiskus: Naturgemäß müssen dem „Wohlbefinden“ eines Beamten von Obrigkeit wegen Grenzen gesetzt werden, was in Abschn. 188 der Einkommensteuer-Richtlinien geschehen ist. Über die Angemessenheit der Aussteuer ist hier gesagt, daß ein Betrag bis zu DM 8000,— in der Regel als notwendig und angemessen angesehen werden kann. Auch findet man hier allgemein Hinweise, wann die Vermögens- und Einkommensverhältnisse des Steuerpflichtigen und der Tochter noch eine Steuervergünstigung für Aussteueraufwendungen zulassen. Auf Einzelheiten kann ich heute nicht mehr eingehen. Ich empfehle daher Deinem Schwiegervater das Studium des obengenannten Abschnittes der Richtlinien. Halt, da fällt mir gerade noch ein, daß die Kosten der Hochzeitsfeier keine außergewöhnlichen Belastungen sind.

Kohle: Das ist doch eigentlich selbstverständlich.

Fiskus: Wenn Du die eingehenden Anträge mal bearbeiten müßtest, würdest Du staunen, was nicht alles geltend gemacht wird.

Bei allem vergeßt aber nicht, daß es schon im Reich der Pharaonen Steuern gegeben hat. In jenen Zeiten und auch noch im Mittelalter herrschten bei Steuereintreibern raue Sitten. Heute wickelt sich alles humaner, dafür aber komplizierter ab.
Welch ein Fortschritt!

Dr. Fritz Endemann



DIE WELT

Winterliches Autofahren

Was sind das für Menschen, die sich in ein Auto hinter das Lenkrad setzen und anfahren, obwohl sie nach hinten nichts sehen können, weil die Heckscheibe verschnit, vereist oder beschlagen ist? Meistens sind es dieselben, die nicht rechts fahren, sondern mitten auf der Fahrbahn dem Schnelleren das Überholen unmöglich machen. Es sind die Fahrer, die erschreckt zusammenzucken, wenn sie tatsächlich überholt werden, und es sind auch die, die böse mit dem Finger drohen.

Die Behauptung, je größer der Wagen, um so unvollkommener der Fahrer, ist absolut nicht zu beweisen. Aber merkwürdigerweise sieht man beschlagene oder verschnitene Scheiben in diesen Wintertagen an großen Autos, die nicht von Chauffeuren gefahren werden, häufig.

Man soll nicht unterstellen, daß die Fahrer nicht guten Willens sind. Sie sind meistens aber mit den Gedanken nicht beim Autofahren und dem Verkehrsgeschehen auf der Straße, sondern bei einer Sitzung, im Geschäft oder einer Auseinandersetzung zu Hause... Sie sind zumindest teilweise nicht geeignet zum Autofahren.

Viele Autofahrer, die von sich mit Stolz behaupten „20 Jahre unfallfrei“ und plötzlich in einen Unfall verwickelt werden, haben im Laufe der Jahre nicht gemerkt, daß sie älter und ihre Reaktionen sowie das Sehvermögen schlechter geworden sind. Aber auch junge Autofahrer, die davon überzeugt sind, sie persönlich seien virtuose Fahrkünstler, verhalten sich nicht richtig und reagieren falsch am Lenkrad. Sie können vor dem Überholen den Abstand zum Vordermann nicht schätzen. Sie fahren nicht rechts. Sie beschleunigen noch vor einer Ampelkreuzung, obwohl weithin rot zu sehen ist...

F. Gert Pohle

Die Welt vom 4. Februar 1963, Nr. 29

STUTTGARTER ZEITUNG

Rundgespräch über die Werkzeitschrift

Wesen und Aufgabe der Werkzeitschrift, Werkzeitschrift, auch Betriebszeitschrift genannt, waren Thema eines Rundgesprächs an der Evangelischen Akademie Bad Boll. ... In der Bundesrepublik gibt es heute 365 Werkzeitschriften mit einer Gesamtauflage von 3,5 Millionen Exemplaren (also etwa zehn Millionen Leser einschließlich der Familienmitglieder der Werksangehörigen), dazu noch etwa 75 Hauszeitschriften von Versicherungsgesellschaften mit weiteren 250 000 Exemplaren Gesamtauflage. Mit den Vereinigten Staaten, in denen man rund 8000 Werkzeitschriften zählt, kann die Bundesrepublik allerdings nicht konkurrieren...

... Zweifelloser aber hat die Werkzeitschrift auch viele psychologische Haupt- und Nebenaufgaben. Sie zu erfüllen steht ihr wohl an. Der Betrieb ist, wenn schon keine Betriebsfamilie, so doch eine Lebens- und Arbeitsgemeinschaft, in der nicht nur Maschinen stehen, sondern lebendige Menschen Schulter an Schulter arbeiten und sich ertragen müssen (oft die schwerere Hälfte der Arbeit). Die Werkzeitschrift tut gut, auszustrahlen: Nimm dich nicht so wichtig! Höre auch den andern an, fühle dich in ihn ein...! Kurt Roschmann

Stuttgarter Zeitung vom 15. Dezember 1962

Was würde Goethe dazu sagen?

... Wenn man bedenkt, daß wir Deutschen einmal im Ruf standen, ein „Volk der Dichter und Denker“ zu sein, dann erschüttert die Feststellung der Meinungsfrager einigermaßen, daß über sieben Millionen westdeutsche Haushalte über kein eigenes Buch verfügen und rund zehn Millionen Haushalte nur auf höchstens zehn eigene Bücher verweisen können. Andererseits erreicht die Illustriertenpresse wöchentlich Millionenauflagen – die sie auch verkauft. Die Groschenhefte, die den Wilden Westen weiterleben oder das Länderdasein auch in seinen schwersten Stunden noch heroisch erscheinen lassen, werden ebenfalls zu Millionen verkauft.

Das Buch aber findet – trotz eines Riesenangebots (1961: 23 000 neue Titel!) – kaum Eingang in die Bücherschränke des deutschen Durchschnittsbürgers...

... Das Schlagwort: Bücher schenken – Freude schenken! enthält viel Wahrheit. Aber auch ein anderer Satz hat Gültigkeit: Sage mir, was du liest, und ich sage dir, wer du bist. Gar zu viele Prachtbände der Weltliteratur stehen allerdings nur in den Bücherborden – ungelesen. Wenn das der alte Goethe wüßte! Heiko Philipp

„Ruhrstahl“ Werkzeitschrift der Ruhrstahl AG Nr. 11/1962

Der gute Ton am Arbeitsplatz ... Wodurch kann das richtige Verhältnis zur Arbeit wiederhergestellt werden? Niemand kann gutheißen, daß wir es bei der Erkenntnis der Mängel belassen und der Entwicklung tatenlos zusehen. Wenn es unser gemeinsames Ziel ist, Arbeitsbedingungen zu gewährleisten, die dem arbeitenden Menschen gute Berufsgesinnung, lebendiges Interesse für seine Berufsaufgabe und Zufriedenheit mit seinem Berufs-

schicksal erhalten, werden wir Mittel und Wege finden müssen, um diese Aufgabe zu lösen. Eines der sichersten Mittel scheint uns die bewußte Pflege der menschlichen Beziehungen im Betrieb zu sein, die Pflege dessen, was wir den guten Ton am Arbeitsplatz nennen. Wir alle müssen uns mehr Gedanken darüber machen, was wir selber zu einer guten Zusammenarbeit im Betrieb beitragen können. Die guten alten Bergmannstugenden der Hilfsbereitschaft und der Kameradschaft, die gerade den Saarbergmann in harter Not so oft ausgezeichnet haben, sind auch bei der täglichen Zusammenarbeit wichtige Wegbereiter für das gute Zusammenwirken aller...

Bergrat a.D. Dr.-Ing. Rolshoven

Schacht und Helm Heft 1 Januar 1963
Werkzeitschrift der Saarbergwerke AG

SCHACHT UND HELM

Alter Trott im modernen Betrieb

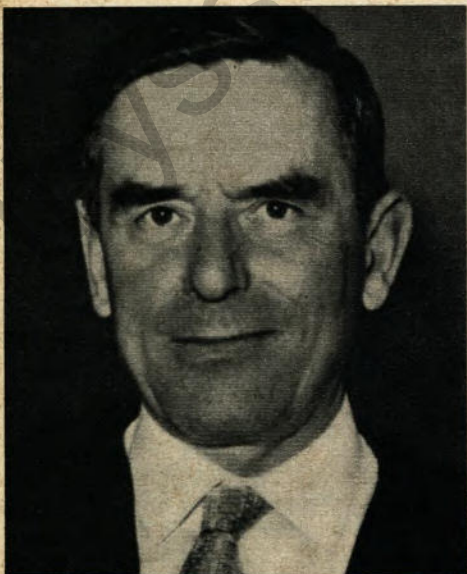
Die Zukunft vieler Unternehmen hängt von der Fähigkeit ab, die Kosten zu beherrschen. In fetten Jahren erntet auch der dümmste Bauer dicke Kartoffeln. Wenn nicht alles trügt, stehen wir am Beginn der mageren Jahre. Oder wir sind schon mitten drin, ohne es oft richtig gemerkt zu haben. Man sprach früher wohl immer von den Bäumen, die nicht in den Himmel wachsen. Heute spüren viele, daß dies stimmt... Im Bereich der Kosten hat oft schon ein verzweifelter Kampf begonnen. In der Produktion ist er häufiger erfolgreich als in der Verwaltung. Überall, wo Menschen leicht durch Maschinen ersetzt werden können, kann der Gegner „Kosten“ eher gestellt werden als in Bereichen, wo der Mensch die beste Maschine ist. Die schwachen Punkte in vielen Unternehmen sind die Menschen: sie bleiben im alten Trott... Die Gruppen, in denen der Arbeiter oder Angestellte arbeitet, zwingen den einzelnen in einen Gleichschritt, der sich meist nach dem schwächsten Glied richtet. Die sogenannte gute betriebliche Atmosphäre ist häufig geradezu eine Brutstätte von Gewohnheiten, vom Trott. Selbstverständlich kann man das Festhalten an der alten Gewohnheit selten als bösen Willen auslegen. Die „lieben“ Gewohnheiten entbehren nicht eines gewissen Charmes. Der Trott hat einen Schimmer von Würde, von konservativer Solidität. Alter Trott erscheint auch im Gewand der Erfahrung. Dabei ist „Erfahrung“ oft nichts anderes als zur Routine gewordene Fehler... Heute ist es mit Worten oder Farcen nicht mehr getan. Wer nicht fähig ist, die Kosten zu beherrschen, gerät ins Hintertreffen. Der alte Trott verliert damit von seinem Charme und von seiner Harmlosigkeit. Wir müssen uns daran gewöhnen, schlechte Gewohnheit als Faulheit und Betriebsblindheit zu brandmarken. Trott kostet Geld, das nur noch in wenigen Unternehmen im Überfluß vorhanden ist. Wer Überflüssiges ausgibt, ist ein Verschwender. Wer reich zu sein glaubt, mag verschwenden. Aber viele der reichen Verschwender wissen nicht, wie rasch man arm werden kann... Siegfried Sterner

Frankfurter Allgemeine Zeitung Nr. 272 vom 21./22. November 1962

Der 30. Januar 1963, an dem sich zum 30. Male der Tag jährte, an dem sich das irregeleitete und von Arbeitslosigkeit und Hunger gequälte deutsche Volk selbst für seine Verderber entschied, veranlaßt uns, an diesen für Deutschland, Europa und schließlich für die ganze Welt so verhängnisvollen Tag zu erinnern. WERK UND WIR hat Professor Dr. Golo Mann für eine Darstellung über die historischen Hintergründe dieses Tages gewonnen. Golo Mann, geboren am 27. März 1909, ist der zweite Sohn des Dichters Thomas Mann, der mit seiner Familie nach den Ereignissen des 30. Januar 1933 Deutschland verließ. Heute lehrt Professor Golo Mann Politik und Geschichte an der Technischen Hochschule in Stuttgart und am Claremont Men's College in Kalifornien. Seine wichtigsten Bücher aus den letzten zwei Jahrzehnten sind „Friedrich der Große“ (1946), „Vom Geist Amerikas“ (1954) und „Deutsche Geschichte des 19. und 20. Jahrhunderts“ (1958); außerdem ist er Herausgeber der zehnbändigen „Propyläen“-Weltgeschichte. Für die deutsche Ausgabe des inzwischen berühmt gewordenen amerikanischen Werkes „Aufstieg und Fall des Dritten Reiches“ von William L. Shirer, das in den Vereinigten Staaten in Millionenaufage gelesen wurde, schrieb Golo Mann das Geleitwort. Aus diesem entnehmen wir die folgenden Sätze, weil sie auch Geleitwort für die nebenstehende Darstellung der Vorgänge um den 30. Januar 1933 sein könnten:

„Es heißt wohl manchmal, unsere jungen Leute interessieren sich nicht mehr für jene blutigen Geschichten, mit denen sie selber gar nichts zu tun hatten; statt ihnen so viel von der ‚unbewältigten Vergangenheit‘ zu erzählen, sollte man sie lieber einführen in ihre eigene Zeit und deren Aufgaben. Ich kann, was mich betrifft, einer solchen nüchternen, praktischen Gesinnung meine Sympathie nicht versagen. Und doch haben wir Älteren ihr Widerstand zu leisten, obgleich ja gerade von unseren eigenen Irrungen, wenn nicht aktiven, dann passiven, die Rede sein muß, wenn von jener Vergangenheit die Rede ist: Die deutsche Jugend soll sie trotzdem kennen, weil ohne sie die gegenwärtige Lage samt allen ihren Gefährdungen nicht verstanden, nicht gerecht bewertet werden kann.“

Golo Mann



Golo Mann

ES GESCHAH VOR DREISSIG JAHREN

Am 30. Januar waren es dreißig Jahre her, daß Adolf Hitler zum deutschen Reichskanzler ernannt wurde. Der Jahrestag mag eine Gelegenheit sein, uns einmal wieder dieser sehr dunklen Epoche zu erinnern; einer Epoche, die für die jüngeren Generationen ja durchaus schon „Geschichte“ ist, während wir Älteren sie bewußt erlebt haben.

Um sie zu verstehen, muß man in der Zeit weit zurückgehen, fast beliebig weit, denn ein reiner Anfang ist in der Geschichte nie; so weit jedenfalls, wie sich deutliche Zusammenhänge zwischen dem Früher und Später erkennen lassen.

Volk und Parteien im Kaiserreich

Der deutschen Nation war 1871, später als den westeuropäischen Völkern, durch die Gründung des Deutschen Reiches eine Art von äußerer Einheit gegeben worden. Kein innerer Friede. Den vermochte der geniale, herrschsüchtige und listenreiche erste Reichskanzler, Bismarck, ihr nicht zu geben. Geschick über den Parteien jonglierend, seinen Rückhalt bei den alten Mächten der Krone, der Beamenschaft und des Heeres suchend, verweigerte Bismarck dem Bürgertum den Einfluß auf den Staat, der in England oder Frankreich längst zur Selbstverständlichkeit geworden war; völlig blind war er für die Interessen und Rechte des neuauftretenden Standes der Industriearbeiterschaft. Ihre politische Partei, die Sozialdemokratie, versuchte er durch Ausnahmegesetze zu vernichten. Ein großer Teil des Bürgertums teilte seine Furcht vor der „roten Gefahr“ und ließ sich daher den Obrigkeitsstaat gern gefallen. Die Folge war, daß die deutsche Gesellschaft zwischen 1871 und 1914 eigentlich in zwei Teile zerfiel, einen, der als reichstreu und regierungsfremd galt, wenn auch sein Einfluß auf die monarchische Regierung ein be-

schränkter blieb; einen anderen, dem man „Reichsfeindschaft“ vorwarf und zu dem neben den Sozialdemokraten mitunter auch das katholische „Zentrum“ und die demokratischen „Freisinnigen“ gerechnet wurden. Der äußere Glanz des Kaiserreiches konnte diese innere Zwietracht nicht verbergen. Im Gegenteil, dieser Glanz war eben wieder vorwiegend ein militärischer, der Offiziersstand der am höchsten geachtete im Lande, während den Sozialdemokraten ihre Verneinung kriegerischer Ideale als Vaterlandsverrat vorgerückt wurde.

Trotzdem haben dann auch die Sozialdemokraten der deutschen Kriegsanstrengung während des ersten Weltkrieges ihre Unterstützung gewährt, die Kriegsanleihen bewilligt, ihre Anhänger zu den geforderten Opfern ermuntert, weil sie in dem Krieg einen deutschen Verteidigungskrieg sahen. Die Frage, ob er das wirklich war, bleibe hier besser unerörtert; es ist eine äußerst dunkle, nicht einfach mit Ja oder Nein zu beantwortende. Jedenfalls erschien während der ersten Kriegsmonate die Nation als eine auch innerlich geeinte; ein Burgfriede zwischen den Parteien sollte alle trennenden Fragen auf später verschieben. Die Einheit hielt nicht lange. Bald brach der innere Streit wieder aus: über die Frage der Kriegsziele, da die Linke einen Verständigungsfrieden suchte, die Rechte äußerst weitgehende Eroberungsziele entwickelte, über die Frage der Wirkungen, welche der Krieg auf das politische Leben der Nation haben sollte. Im Zeichen der steigenden Kriegsnot wurde die Autorität der Monarchie völlig verschliffen. Die zivilen Regierungen unter den Reichskanzlern Bethmann-Hollweg, Michaelis und Hertling waren so schwach und kompaßlos, daß an ihre Stelle seit 1916 eine verschleierte Militärdiktatur unter Führung General Ludendorffs trat.



Am Abend des 30. Januar 1933 in Berlin

Diese Diktatur erlitt im September 1918 eine Art von Nervenzusammenbruch. Nun, angesichts der durch die amerikanischen Truppen begründeten Übermacht der Gegner im Westen, forderte sie plötzlich den Verständigungsfrieden, den zu suchen sie so lange versäumt hatte und für den es jetzt zu spät war; nun verlangte sie selber im Innern die Demokratisierung des Verfassungswesens, die sie so lange bekämpft hatte. Man gehorchte ihr zum letztenmal. Noch unter der Monarchie wurde im Oktober das parlamentarische System eingeführt, ein Kabinett aus den Vertretern der wichtigsten Parteien, darunter auch der Sozialdemokraten, gebildet. Die Reform kam zu spät. Enttäuschung und Wut hungernder Volksmassen entluden sich im November in Straßendemonstrationen, vor denen die alte Autorität sofort das Feld räumte. Deutschland wurde zur Republik; zuerst tatsächlich, dann endgültig durch das Werk einer verfassunggebenden Nationalversammlung. Die „Reichsfeinde“ von ehemals, Sozialdemokraten, Zentrum, Freisinnige, mußten die Regierung übernehmen.

Die Republik und ihre Feinde

In Wirklichkeit war nichts gelöst. Die neue Republik stand noch böser im Zeichen inneren Streites, als das Kaiserreich es getan hatte. Die Autorität der Krone, die, zumal in Süddeutschland, doch immerhin mildernd gewirkt hatte, fiel nun fort. Wohl hieß es, daß man sich „auf den Boden der Tatsachen stellen“ wollte, und man taufte die alten politischen Parteien schleunigst in „Volksparteien“ um: die „Konservativen“ in die „Deutschnationale Volkspartei“, die „Nationalliberalen“ in die „Deutsche Volkspartei“. So gar volksnahe oder demokratisch waren diese Gruppen aber auch weiterhin

nicht. Weite Kreise des Bürgertums konnten sich in die neuen Zustände nicht finden, betrachteten sie als illegitim und ersehnten die Wiederherstellung der Monarchie. Sie konnten sich auch in die neue internationale Stellung Deutschlands, in den Friedensvertrag von Versailles nicht finden. Unleugbar enthielt dieser Vertrag viele törichte Härten und Bosheiten, obgleich er, zumal in seinen Grenzziehungen, längst nicht so schlimm war, wie die Gegner der Demokratie ihn machten. Sehr deutlich ist uns das heute, da wir die Grenzziehungen von 1919, das heißt die deutschen Grenzen von 1937, nur zu gern wieder hätten. Vor allem aber: Der Republik selber und ihren tragenden politischen Parteien wurde an dem Vertrag und an der deutschen Niederlage Schuld gegeben. Es entstand, von geschickten Händen aufgebaut und verbreitet, die sogenannte „Dolchstoßlegende“, die unsinnige Lüge, Deutschland hätte den Krieg weiterführen und gewinnen können, wenn nicht die „Reichsfeinde“ der kämpfenden Front durch ihre Revolution in den Rücken gefallen wären. Gerade die Männer, die, wie Ludendorff, erst aus dem Krieg reiche Beute

▼ Mit solchen Gesten produzierte sich Adolf Hitler in seinen politischen Reden, mit denen es der Demagoge verstand, die kritiklosen Menschen aus allen Schichten des Volkes hinter sich zu bringen.

an Land und Leuten heimzubringen versprochen und die dann die sofortige Bitte um einen Waffenstillstand erzwungen hatten, waren am fleißigsten mit der Vorbereitung der „Dolchstoßlegende“ beschäftigt; und die Politiker, die während des Krieges gewarnt und zu einem vernünftigen Frieden geraten hatten, solange er vielleicht noch zu haben war, wurden als die Schuldigen angeprangert. Ein großer Teil des Volkes glaubte gerne, was er glauben wollte, und ließ sich von der „Dolchstoßlegende“ verwirren und vergiften. Man konnte nicht verstehen, daß man besiegt worden sei. Man fühlte sich ungerecht gedemütigt, betrogen, verraten, und welche Härte und Schwierigkeiten das Leben in den kommenden Jahren mit sich brachte, schob man auf diesen Verrat.

Aber nicht nur von „rechts“, von den Gruppen, die ehemals Anhänger Bismarcks gewesen waren, wurde die neue Demokratie verneint und angegriffen. Gleichzeitig erstand ihr auf der extremen Linken ein neuer Gegner, die Kommunisten. Auch sie, die damit der neuen russischen Linie folgten, sahen Verrat rings umher: Die Sozialdemokraten hätten die wahre, die kommunistische Revolution verraten, die erst noch kommen sollte. Versuche, diese wahre Revolution doch noch zu verwirklichen, führten zu blutigen Aufständen und blutigen Unterdrückungen, 1919, 1920, 1923. Und die Parole



der Kommunisten blieb: „Der Hauptfeind ist die Sozialdemokratie.“ Das hieß, der Hauptfeind ist die Demokratie, der Hauptfeind ist die Weimarer Republik. So wurde die Republik, und zwar von Anfang an, von zwei sehr verschieden gearteten, praktisch aber oft zusammenarbeitenden Gegnerschaften in die Zange genommen.

Sie konnte folglich nur dann gedeihen, wenn zwischen diesen Flügeln die Mitte zusammenhielt und wenn die Mitte bereit und stark genug war, sich der Extreme zu erwehren. Die Mitte, das waren die „bürgerlichen“ Parteien, von der „Deutschen Volkspartei“ über das „Zentrum“ und die „Demokraten“ – die ehemaligen „Freisinnigen“ – bis zu den „Sozialdemokraten“, der großen Partei der Arbeiterschaft. Vertreter dieser Parteien mußten gemeinsam regieren, wenigstens aber gegeneinander Toleranz üben und so das Funktionieren des Staatsgeschäftes ermöglichen. In den guten Jahren der Weimarer Republik, 1924 bis 1930, geschah

das System bindender Tarifverträge eingeführt wurde. Auch die äußere Lage Deutschlands wurde allmählich befriedigender, es gelang, die ärgerlichsten Bestimmungen des Versailler Vertrages – Reparationszahlungen, Besetzung des Rheinlandes durch französische Truppen – zu mildern oder vorzeitig aus der Welt zu schaffen. Insgesamt konnte man in jenen Jahren hoffen, die Dinge würden sich in einer vernünftigen Richtung weiterentwickeln.

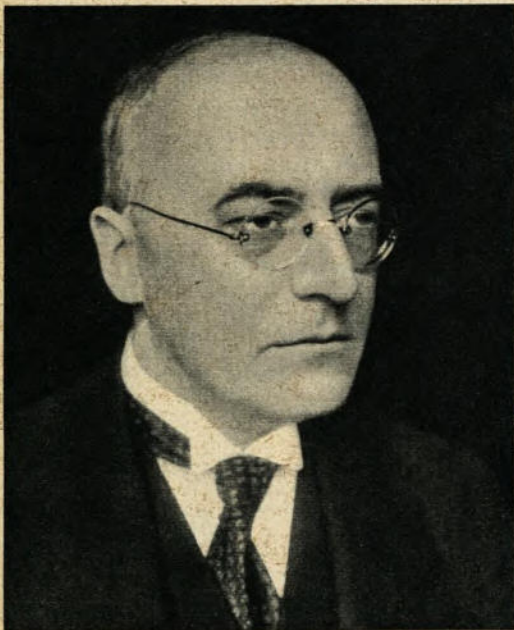
Die große Wirtschaftskrise, die sich seit dem Herbst 1929 von Amerika aus über die Erde verbreitete, machte dem schönen Schein ein Ende. Wir können die Ursache der Krise hier nicht untersuchen; es gab nicht nur eine Ursache, sondern viele, die unheilvoll zusammenflossen. Mit dem ersten Weltkrieg und dem Frieden von Versailles hatte sie fast nichts zu tun. Wohl aber hat das arge Mißtrauen, das damals noch zwischen Deutschland und Frankreich, und das noch ärgere, das zwischen Deutschland und seinen östlichen Nachbarn herrschte, die Wirt-

ein Mißverständnis, wie sich bald zeigen sollte. Denn wie stand es um die neue Regierung?

Hindenburg und der Artikel 48 der Reichsverfassung

Es ist hier ein Wort über die führenden Persönlichkeiten Deutschlands in jenen Jahren zu sagen und auch über die „Weimarer Verfassung“, die von dem Grundgesetz der Bundesrepublik sich wesentlich unterschied. Man könnte sagen, sie sei demokratischer gewesen als das Bonner Grundgesetz, denn sie sah Volksbegehren und Volksentscheide vor, Wahlvorgänge, bei denen das Volk selber das Gesetz machte, wie auch die Wahl des Reichspräsidenten direkt durch das Volk. Aber gerade in der letzteren Einrichtung lag auch wieder ein antidemokratisches Element oder konnte doch aus ihr sich entwickeln, wenn Umstände und Menschen eine solche Entwicklung begünstigten. Der Reichspräsident konnte sich als der Vertrauensmann und Leiter der ganzen Nation darstellen gegenüber den Parlamentariern, deren jeder nur von einem verschwindend kleinen Teil des Volkes gewählt worden war. Die Gefahr des „Cäsarismus“ war mit der Volkswahl des Präsidenten von vornherein verbunden. Dazu kam, daß der Reichspräsident verfassungsmäßige Rechte besaß, die unser Bundespräsident nicht besitzt: den Reichskanzler zu ernennen, nach Übereinkunft mit den Parteien oder auch ohne diese den Reichstag aufzulösen und Neuwahlen auszuschreiben, wann immer es ihm beliebte; wenn die Not es erforderte, an Gesetzes Statt Maßnahmen zur „Wiederherstellung der öffentlichen Sicherheit und Ordnung“ zu erlassen. Es war der berühmte § 48 der Reichsverfassung, der dies vorsah.

Der Reichspräsident hieß seit 1925 Paul von Hindenburg. Daß der kaiserliche Feldmarschall von einer, wenn auch sehr knappen, Mehrheit des Volkes, und wenn man genauer zusieht, dank der Haltung der Kommunisten, in dies höchste Amt hatte gewählt werden können, zeigt schon, wieviel mit der ersten deutschen Republik nicht stimmte, wie viele mit ihr unversöhnt blieben. Unversöhnt war auch Hindenburg selber, ein preußischer Offizier aus dem 19. Jahrhundert, der sich kaum auch nur in die Reichsgründung von 1871 gefunden hatte. Was seinen Verstand und Charakter betrifft, so hatte im Krieg sein „I a“, der kluge General Max Hoffmann, von ihm geschrieben: „Der Kerl ist ein zu trauriger Genosse, dieser große Feldherr und Abgott des Volkes.“ „Mit weniger eigener geistiger und körperlicher Anstrengung ist noch nie ein Mann berühmt geworden.“ Es gehört zu den schwindelhaften Illusionen, denen die Deutschen sich in unserem Jahrhundert so gerne ergaben, daß man gerade Hindenburg für den starken Mann, den „getreuen Eckart“, den „Retter“ halten wollte. Von alledem war er nichts. Aber er war nicht gewissenlos, und obwohl er die Regierung mißbilligte, wünschte er den Eid, den er auf die Verfassung geleistet hatte, nicht zu brechen. So ist er in den „guten Jahren“ der Republik, bis zum Ausbruch der Wirtschaftskrise, ein würdiger, seine Pflichten ernst nehmender Staatschef gewesen. Nun aber gingen die Dinge nicht mehr gut. Die Auflösung der „Großen Koalition“ schien Hindenburgs Unglauben an die Tauglichkeit des Parlamentarismus zu bestätigen. Mehr und mehr geriet der Greis unter den Einfluß gewisser Standesgenossen und Gutsnachbarn, die die Sanierung ihrer verschuldeten Güter mit allen Mitteln, erhöhten Zöllen und Staatssubventionen, betrieben; mehr und mehr auch unter den Einfluß gewisser politisierender Mili-



▲ Heinrich Brüning, 1885 in Münster geboren, war 1920 bis 1930 Geschäftsführer des Bundes Christlicher Gewerkschaften und bis 1933 als Mitglied des Zentrums Reichstagsabgeordneter. Am 28. März 1930 wurde er Reichskanzler. In diesen Jahren wuchs die Wirtschaftskrise im In- und Ausland. Brüning scheiterte daran, daß NSDAP und KPD in dieser Notzeit ständig wuchsen und die Rechtsparteien jede vernünftige Zusammenarbeit im Reichstag sabotierten. Ihm gelang es zwar, die Sozialdemokraten für die Wiederwahl des Reichspräsidenten Hindenburg im Frühjahr 1932 zu gewinnen, weil Hindenburg als einziger Kandidat Chancen gegen Hitler hatte. Im April 1932 erhielt Brüning die Zustimmung des Reichspräsidenten zum entscheidenden Vorgehen gegen den Nationalsozialismus und zum Verbot der SA. Papen hob dieses Verbot auf, als er Reichskanzler wurde. Brüning war den Intrigen Schleichers und anderer zum Opfer gefallen. 1934 entzog er sich drohender Festnahme im Zusammenhang mit dem sogenannten SA-Putsch vom 30. Juni durch Emigration nach den USA. Hier lehrte er als Professor an der Harvard-Universität

▲ Alfred Hugenberg 1932 auf dem Wege zu einer Reichstags Sitzung. Hugenberg baute ab 1916 seinen Riesenkonzern aus Tageszeitungen (Scherl-Verlag), Nachrichtenbüros, Anzeigenunternehmen und der UFA auf. Sein Einfluß auf die öffentliche Meinung über Presse und Film war in den zwanziger Jahren entscheidend. 1928 wurde er Parteivorsitzender der Deutschen Nationalen Volkspartei, die zusammen mit anderen Rechtsgruppen, insbesondere mit dem Stahlhelm und der NSDAP, die „Harzburger Front“ gegen die Weimarer Republik bildete. Trotz warnender Stimmen aus den eigenen Reihen beteiligte Hugenberg sich am 30. Januar 1933 als Reichswirtschafts- und Reichsernährungsminister an der Regierung Hitler. Hugenburgs Meinung, er könne Hitler in Schranken halten, war töricht. Er starb 1951

schaftskrise verschärft. Jeder Staat suchte nach Mitteln, die Depression ganz für sich allein und womöglich auf Kosten seiner Nachbarn zu überwinden.

Im Zeichen der wachsenden wirtschaftlichen Schwierigkeiten brach 1930 die politische Mitte auseinander, die bis dahin Träger des inneren Fortschrittes gewesen war. Die sogenannte „Große Koalition“, die von der vorwiegend industriellen „Deutschen Volkspartei“ bis zu den „Sozialdemokraten“ reichte, ging auseinander. Die Sozialdemokraten haben damals ihren Anteil an Verantwortung und Macht im Reich leichtsinnig preisgegeben, anläßlich eines Streites, dessen Gegenstand einen solchen Entschluß kaum gerechtfertigte. Sie glaubten, die Opposition werde ihnen gut bekommen;

das auch, es fehlte damals nicht an gutem Willen, die feindliche Teilung der Nation, die seit Bismarck bestanden hatte, endlich zu überwinden, im politischen Bereich so gut wie zwischen den Sozialpartnern. Wir sollten nicht vergessen, daß in der Weimarer Republik die Grundlagen der Sozial- und Wirtschaftsgesetzgebung gelegt worden sind, auf denen später die Bundesrepublik weiterbauen konnte, daß damals die Gewerkschaften die Anerkennung erhielten, die ihnen das Kaiserreich verweigert hatte, und

► **Walter Ulbricht** – damals noch ohne den bekannten Bart – als Redner auf einer Kundgebung der NSDAP im Jahre 1932! Zweiter von links **Josef Goebbels**. Das Bild läßt erkennen, wie damals Nationalsozialisten und Kommunisten gemeinsam am Untergang der deutschen Demokratie arbeiteten

tärs, unter denen der General Kurt von Schleicher die unheilvollste Rolle spielte.

Die Regierung Brüning

Die Wahl der Intriganten, die nun das Ohr Hindenburgs besaßen, hätte auf einen schlechten Kandidaten fallen können. Es war der Zentrumspolitiker **Heinrich Brüning**, ein integerer und ernster Mann, der das Beste wohl wollte. Aber Brüning sollte schon nicht mehr als der Chef einer Parteienkoalition regieren, sondern sein Amt vom Vertrauen des Reichspräsidenten herleiten („Präsidentskabinett“): Die Mehrheiten, die er für die Gesetzgebung im Reichstag brauchte, sollte er sich von Fall zu Fall zusammensuchen, so wie die Reichskanzler es im Kaiserreich getan hatten. Da er nun bald keine arbeitsfähige Mehrheit im Reichstag mehr fand, begann er mit der Hilfe von „Notverordnungen“ im Sinn des § 48 zu regieren. Wohl besaß der Reichstag das Recht, die Notverordnungen nachträglich wieder umzustößen und damit auch die Regierung zu stürzen. Die Sozialdemokraten, die ihren Anteil an der Macht preisgegeben hatten, waren nun aber in der betrüblichen Lage, das schlucken zu müssen, an dessen Vorbereitung sie nicht beteiligt waren, aus Furcht, nach Brüning würde viel Schlimmeres kommen („Tolerierungspolitik“), und wir werden gleich sehen, wie begründet diese Furcht war. Brüning regierte also mit Notverordnungen, solange er eine, wenn auch nur passiv duldende Mehrheit im Reichstag finden konnte.

Das ständige Anwachsen der republikfeindlichen Parteien, der Kommunisten und der Nationalsozialisten, hatte etwas mit der Wirtschaftspolitik Heinrich Brünings zu tun. Es war eine Politik schärfster Sparsamkeit: Einschränkung der Ausgaben des Staates, Senkung der Löhne, der Renten, Senkung auch der Preise. Ob eine solche streng „deflatorische“ Politik auf die Dauer zur Überwindung der Wirtschaftskrise führen konnte, darüber mochten sich die Gelehrten streiten. Sicher übersah sie das, was man in der Politik nun einmal nicht übersehen darf, das Verhalten, das Leiden, das Reagieren der breiten Massen. Ihnen wurde mehr zugemutet, als eine Regierung ihren Bürgern ungestraft zumuten kann. Es kam soweit, daß nur ein Viertel der Mitglieder der Gewerkschaften noch voll beschäftigt war, daß die Zahl der Arbeitslosen auf sechs, auf sieben Millionen anstieg und für die Jugend, die aus der Schule kam, an das Finden von Arbeitsstellen überhaupt nicht zu denken war. Eine solche Lage schrie nach unmittelbarer Hilfe, nach einem großzügigen Arbeitsbeschaffungsprogramm. Zu einem solchen war Brüning nicht zu bewegen. Das Merkwürdige aber ist, daß seine Gegner von rechts es ihm auch gar nicht gestattet hätten; wie sie denn schon bei den bescheidensten Versuchen, die Brüning machte, „Bolschewismus“ riefen.

Unter diesen Bedingungen wuchsen ins Riesenhafte die beiden Gruppen, welche die demokratische Republik in Bausch und Bogen verneinten: auf der linken Seite die Kommunisten, auf der rechten die Nationalsozialisten. Eine Chance, auf gesetzliche oder ungesetzliche Weise die Macht im Staat zu gewinnen, hatten die Kommunisten nicht. Ihre wirkliche Funktion war nur die, von links her die Basis der Mitte



noch schmaler zu machen und einen großen Teil des verängstigten, verzweifelten Bürgertums in die Arme der Nationalsozialisten zu treiben. Vor allem ist das ungeheure Wachsen der „Nazi-Partei“ durch die Auswirkungen der Wirtschaftskrise zu erklären. In den Jahren einer bescheidenen wirtschaftlichen Blüte war Hitler überhaupt nicht vorwärts gekommen, hatte er als eine fast lächerliche ungefährliche Figur gegolten. 1930 wurde seine Partei mit einem Schlag zur zweitstärksten, 1932 zur bei weitem stärksten in Deutschland. Die Menschen, die ihn wählten, wollten das wenigste von dem, was er ihnen später brachte, nicht den Judenmord, nicht den Krieg, nicht einmal die ganze Diktatur. Sie wählten ihn aus Verzweiflung über den wirtschaftlichen Ruin, den sie schon erlitten hatten oder befürchteten. Nur zu viele glaubten auch die falschen Erklärungen des Elends, die er ihnen gab: Daß die Republik, die Demokratie, die Sozialdemokratie, der „Verrat“ von 1918, der Friede von Versailles und daß die Juden an allem schuld seien. Man wird den Millionen, die sich damals dem Nationalsozialismus anschlossen, mildernde Umstände zugestehen müssen: ihre eigene wirtschaftliche Bedrohtheit oder Notlage; die unbestreitbare, wenngleich hysterische, bössartige Rednerbegabung Hitlers und einiger seiner Helfershelfer; dann auch, daß Hitler gerade in den letzten Jahren vor der „Machtergreifung“ seine außenpolitischen, nur durch Krieg zu verwirklichenden Ziele in den Hintergrund treten ließ und mit-

▲ **Hitler mit Franz von Papen**, der von 1921 bis 1932 die adlig-konservative Linie als Zentrumsabgeordneter im Preußischen Landtag vertreten hatte und sich nun ins Fahrwasser des kommenden Diktators ziehen ließ. Noch 1932 ernannte Hindenburg ihn als Nachfolger Brünings zum Reichskanzler. Nach dem kurzen Zwischenspiel Schleicher stellte er sich am 31. Januar 1933 der Regierung Hitler als Vizekanzler zur Verfügung. Er blieb es auch, als seine engsten Freunde am berüchtigten 30. Juni 1933 von den Nazis erschossen wurden. Er diente dem Nazi-System als Gesandter und Botschafter bis zum Ende. 1945 wurde er als Kriegsverbrecher angeklagt und 1946 freigesprochen

unter den Maßhaltenden mit Geschick zu spielen wußte. Aus einem machte er jedoch nie einen Hehl: Daß er die volle und ganze Macht für sich selber wollte; und wer das war, der hier die ganze Macht über Deutschland wollte, das hätten seine Zuhörer eigentlich spüren können. Sie konnten es auch in seinem Buch „Mein Kampf“ nachlesen, in dem er das Ziel einer deutschen Herrschaft über die ganze Erde unumwunden zugegeben hatte. Es bleibt eine bittere Tatsache, daß so viele sich betrügen ließen und gern betrügen lassen wollten; daß das Böse, Widrige, Menschenfeindliche, welches die Gestalt Hitlers umwitterte, mit Sprüchen wie „es wird nicht alles so heiß gegessen, wie es gekocht wird“ leichtsinnig verharmlost wurde. Eine andere Frage ist, welche Mächte hinter dem Mann waren, wer seine Propaganda finanzieren half, wer ihm politische Chancen zu spielte.

Nun ist es immer schwierig, von solchen heimlich wirkenden Mächten als Allgemeinheiten zu sprechen: das „Großbürgertum“, der „Adel“, die „Industrie“, die „Kirche“, die „Reichswehr“. Hinter allgemeinen Benennungen verbergen sich sehr unterschiedlich denkende Menschen und Kreise. Der Industrielle Robert Bosch dachte ganz anders als der Industrielle Emil Kirdorff, einer der ersten von Hitlers großen Geldgebern; der deutschnationale Politiker Graf Westarp anders als der deutschnationale Parteiführer Hugenberg, der General von Hammerstein anders als der General von Schleicher. Fast niemand aus all diesen Kreisen wollte die Allmacht Hitlers. Aber nahezu alle hofften, die nationalsozialistische Bewegung zu irgend etwas benutzen zu können. Die Intriganten um Hindenburg hatten sich ausgerechnet, man könnte die Staatskrise, in der Deutschland sich befand, benutzen, um den Parlamentarismus, überhaupt alle ihnen unliebsamen Einrichtungen der Republik, zu beseitigen und die Sozialdemokraten ein für allemal auszuschalten. Generale hofften auf eine größere Armee, eine schneidigere Außenpolitik. Industrieführer meinten, es sei nun die Zeit gekommen, um die Macht der Gewerkschaften zu brechen und das gute alte „Herr-im-Haus-Prinzip“ wiederherzustellen. Protestantische Kirchenmänner erwarteten sich etwas wie eine



Erneuerung des Obrigkeitsstaates, eine strengere öffentliche Moral, eine ruhmreichere Außenpolitik. Vieles wurde von vielen gedacht; nur, daß es vielleicht doch der Mühe wert wäre, die Demokratie zu retten oder wiederherzustellen, daran dachte rechts vom Lager der alten „Reichsfeinde“ niemand.

Hindenburgs zweite Amtszeit

Im März 1932 wurde gemäß der Verfassung die Wahl eines neuen Reichspräsidenten notwendig. Es geschah das Merkwürdige, daß die republikanischen Parteien sich auf Hindenburg als ihren Kandidaten einigten. Der Entschluß zeigte, wie schwach diese Parteien sich bereits fühlten; keiner aus ihren eigenen Reihen, nur die massige Gestalt des alten Feldmarschalls, schien ihnen genügend Anziehungskraft auf das Bürgertum zu besitzen, um wenigstens einen Teil von ihm von der Wahl des Gegenkandidaten, nämlich Adolf Hitlers, abzuhalten. Die Rechnung erwies sich als stimmig; Hindenburg konnte zwar im ersten Wahlgang keine

absolute Mehrheit gegenüber Nationalsozialisten und Kommunisten, im zweiten aber immerhin eine relative Mehrheit von sechs Millionen Stimmen gewinnen. Noch einmal hatte es sich gezeigt, was sich im Laufe des unheilvollen Jahres 1932 mehrfach zeigen sollte: daß in einem frei geführten Wahlkampf Hitler zwar riesige Wählermassen, aber nie die Mehrheit des Volkes zu gewinnen vermochte. Falsch nur war leider die Hoffnung, welche die Republikaner auf die Treue Hindenburgs gesetzt hatten. Er war nur wenige Wochen in seinem Amt bestätigt, als er den Reichskanzler Brüning fallen ließ und ein „Kabinett der Barone“, wie es genannt wurde, eine Regierung von erkonservativen Fachleuten oder auch Dilettanten unter der Leitung Franz von Papens bestellte. Brüning hatte sein Regierungssystem auf das Vertrauen des Reichspräsidenten und die von ihm unterzeichneten „Notverordnungen“ aufgebaut. Weigerte sich der Präsident, eine neue Notverordnung mit seinem Namen zu decken, so war der Reichskanzler praktisch entlassen.

▲ So primitiv wie ihre Wahlplakate, so prahlerisch wie ihre Parolen waren die Versprechungen der Nationalsozialisten, denen ein verwirrtes Volk folgte. Doch die Einsichtigen sahen das chaotische Ende, wie es Paul Weber bereits 1932 zeichnete.

Wohl mochten die Berater Hindenburgs gute Gründe haben, nach zwei verzweifelten Jahren an einem Erfolg der Brüningsschen Wirtschaftspolitik zu zweifeln und in diesem Sinn einen Wechsel zu befürworten. Es haben aber auch dunklere Motive bei dieser Entscheidung mitgespielt. So sehr Brüning sich bemüht hatte, im Rahmen des sogenannten „Osthilfe-Programms“ der ostdeutschen Landwirtschaft zu helfen, so hatte er doch für die Aufteilung von Gütern, die gar zu sehr verschuldet waren und die Ansiedelung von Arbeitslosen auf ihnen einen Plan ausgearbeitet; bescheiden genug in seinen Ausmaßen, aber für den Hindenburgischen Freundeskreis kühn genug, um ihn „Bolschewismus“ rufen zu lassen. Der Nachfolger Brünnings, Franz von Papen, ein intri-



ganter, leichtsinniger Salonpolitiker, gehörte zu jenen Konservativen, die glaubten, man könnte Hitler benutzen, um mit seiner Hilfe die Staatsform zu ändern, ohne ihn aber wirklich an die Macht kommen zu lassen. Ein Plan, in dem so viel Selbstüberschätzung wie Unterschätzung des Partners lag. Um Hitler zu gefallen, wurde im Juli 1932 noch einmal zu Reichstagswahlen aufgerufen. Sie brachten den Nationalsozialisten 230 Mandate und ihnen, zusammen mit den Kommunisten, eine obstruktive Mehrheit. Von da ab war auch keine Regierung durch Notverordnungen mehr möglich, weil sie von einer der negativen Mehrheiten wieder hätten umgestoßen werden können. Wollte man sich formal noch im Rahmen der Verfassung halten, sollte noch eine gesetzmäßige Regierung sein, so konnte sie nur noch existieren, indem sie den Reichstag schon während seines ersten Zusammentretens wieder auflöste, wie auch im September geschah. Brüning's Regierung hatte auf dem Notverordnungsrecht beruht; die Regierung Papens und nach ihm General Schleichers beruhte auf dem Auflösungsrecht, welches ebenso nur dem Reichspräsidenten zustand. Noch mehr also als Brüning waren Papen und Schleicher vom guten Willen Hindenburgs abhängig; das hieß, sie waren abhängig von den Günstlingen, die für sie oder gegen sie im Reichspräsidentenpalais intrigierten. Von einer verfassungsmäßigen Regierung konnte hier im Ernst nicht mehr die Rede sein, nur eine ausgehöhlte Form blieb noch übrig.

Ein sozialdemokratischer Politiker, der später ein Held und Opfer des Widerstandes gegen Hitler wurde, Julius Leber, hat rückblickend geschrieben, im Jahre 1932 seien die Parteien, vor allem die republikanischen Parteien und das Parlament, bereits ausgeschaltet gewesen. Der wirkliche Machtkampf habe sich nur noch auf zwei Ebenen abgespielt: im Palais des Reichspräsidenten und auf der Straße. Die Straße – damit meinte er die Wut der Massenversammlungen, die Schlägereien, die Morde. Deutschland lebte 1932 in einer Art von kaltem Bürgerkrieg. Nahezu jede Partei hatte ihre uniformierte Organisation, die angeblich für den „Saalschutz“ bestimmt war, den extremen

Parteien aber zur Brutalisierung des Gegners dienen sollte. Bei den Kommunisten waren es die „Roten Frontkämpfer“, bei den Nationalsozialisten die sogenannten „Sturmabteilungen“ im braunen Hemd. Gemäßigter geführt, aber auch noch der Republik feindlich war die große Frontkämpfer-Organisation „Der Stahlhelm“. Diesen Verbänden gegenüber mußten auch die republikanischen Parteien wohl oder übel ihren Selbstschutz organisieren, der „Reichsbanner Schwarz-Rot-Gold“ genannt wurde. „Rotfront“ und „SA“ führten einen ständigen Krieg gegeneinander wie auch gegen die republikanische „Mitte“. Versammlungen wurden gesprengt, Andersdenkende geschlagen und mitunter ermordet. Es kam buchstäblich vor, daß ein nationalsozialistischer Wahlredner sich auf einem Plakat selber stolz als Mörder zeichnen ließ. Und als in Oberschlesien drei Nationalsozialisten einen politischen Gegner auf besonders grauenvolle Weise ermordet hatten, da erklärte Hitler in einem öffentlichen Telegramm seine Verbundenheit mit den Mördern und versprach, die Kosten für ihre Verteidigung selber zu finanzieren. Es ist kaum zu glauben, daß der Staat, daß die Länderregierungen, in denen noch immer Vertreter der gemäßigten Parteien saßen, solche Zustände duldeten, anstatt ihre intakten Polizeitruppen einzusetzen und den ganzen Spuk zu bannen. Man zögerte; man paktierte; man machte schwache Versuche und nahm sie wieder zurück. Fremde Beobachter, die damals in Deutschland lebten, mußten den Eindruck gewinnen, dies Volk lebe nur noch der Politik und dem Haß und treibe unaufhaltsam dem Bürgerkrieg oder einer Diktatur entgegen.

Und doch gab es sehr viele Menschen, die nichts wünschten als gesetzliche Zustände, eine Erhaltung oder Wiederherstellung der demokratischen Ordnung, wirtschaftlichen Wiederaufstieg und Frieden nach innen wie nach außen. Es waren jene, die von den Parteien der Mitte und gemäßigten Linken erfaßt wurden, Zentrum, Demokraten, Bayerische Volkspartei, Sozialdemokraten, die noch unlängst die Wiederwahl Hindenburgs durchgesetzt hatten. Es waren noch immer ungefähr die Hälfte aller Deutschen und blieben es bis zum bitteren Ende. Mit ihnen wäre, trotz allem, die folgende Katastrophe zu vermeiden und ein vernünftiger Weg zu finden gewesen. Dazu gehörte nur zweierlei: Die Träger der legalen Staatsmacht, also vor allem Hindenburg und der Kreis um ihn, dann die politisierenden Generale, die Wortführer der Konservativen, der Industrie und Finanz, hätten bereit sein müssen, mit der Mitte und Linken zu arbeiten, hätten ein faires Spiel mit ihnen spielen müssen; und die Parteien der Mitte und Linken hätten energisch, mit Selbstvertrauen und schöpferischer Kraft geführt werden müssen. Beide Bedingungen wurden nicht erfüllt. Wir wissen schon, daß alles, was in Deutschland „rechts von der Mitte“ stand, zwar nicht die Allmacht der Nationalsozialisten wollte, wohl aber mit Hilfe der Nationalsozialisten sein eigenes Süppchen zu kochen hoffte; Wiederherstellung der sozialen Demokratie war nicht, was man dort wünschte. Und was die Parteien der Mitte und Linken betrifft, so waren ihre Wähler wohl treu, erstaunlich treu; die Führer aber verzagt, pessimistisch, unfähig sich zu Taten aufzuraffen. Sie benahmen sich wie ein Schachspieler, der zwar noch viele Figuren hat, aber doch sich schon schachmatt gesetzt fühlt.

Sehr deutlich zeigte sich das im Juli 1932 in Preußen. Dieses bei weitem größte Land Deutschlands stand noch immer unter einer von den Sozialdemokraten geführten Regierung, die im Lauf der Jahre eine sehr leistungs-

fähige Verwaltung aufgebaut hatte. Aber eben nur eine Verwaltung; die Politik, von der das Leben der Staatsbürger wesentlich abhing, Wirtschaftspolitik, Sozialpolitik, Wehrpolitik, Außenpolitik, wurde nicht in den Ländern, sondern im Reich gemacht. Wenigstens verfügte die preußische Regierung über eine sehr zahlreiche und, wie es hieß, im demokratischen Geist erzogene Schutzpolizei. Als nun aber am 20. Juli 1932 der Reichskanzler von Papen die preußische Regierung für abgesetzt erklärte, unter dem grotesken Vorwand, sie stecke mit den Kommunisten unter einer Decke, und die Macht in Preußen durch Reichskommissare übernehmen ließ, da gaben die sozialdemokratischen Minister, Otto Braun, Karl Severing, ihr Recht kampflös preis. Sie erklärten wohl, sie wichen nur der Gewalt, aber jammervoll wenig Gewalt war nötig, um sie weichen zu lassen. Sie lehnten es ab, Macht gegen Macht, und zwar in diesem Fall gesetzliche Macht gegen ungesetzliche zu stellen; Papens Handlung war ein Staatsstreich. So kann es nicht wundernehmen, daß allmählich eine tiefe Verzagtheit

▼ So zeichnete SS-Obersturmbannführer Felix Albrecht 1933 das Motiv „Deutschland erwacht“, das die zynische Unterschrift trug: „Dem Terror von links kann man nur noch mit schärferem Terror begegnen“.



sich der Anhänger der demokratischen Parteien bemächtigte. Ihre Führer hatten nahezu jeden Einfluß auf die Entwicklung der Dinge verloren, und das war zum Teil ihre eigene Schuld.

Die Reichskanzlerschaft General von Schleichers

Trotz allem schien es, als ob gegen Ende des Jahres die Kräfte des Maßes und des inneren Frieden nochmals eine Chance erhalten sollten. Die Regierung Brüning's war eine autoritäre, aber im Grund, der Absicht nach noch keine antidemokratische gewesen. Noch hatte er versucht, mit dem Reichstag zu arbeiten; im Grunde hoffte er, das Staatsschiff durch die wirtschaftliche und politische Krise zu einem glücklichen Ende zu steuern, an dem ein Wiederaufstieg der Wirtschaft die Versöhnung der feindlichen Parteien und Volksklassen im Rahmen einer Monarchie, ungefähr englischen Stils, möglich machen würde. Dann hatte Franz von Papen den Versuch gemacht, inmitten der

tobenden Fluten politisch wie nie zuvor erregter Massen den alten, adeligen, fachmännischen, volksfernen Obrigkeitsstaat wiederherzustellen und für dies zeitfremde System gar die Mithilfe der Nationalsozialisten zu gewinnen. Der Ausgang der Juli-Wahlen, ein alsbald beginnender wütender Streit zwischen Papen und Hitler, die furchtbare Verwilderung des öffentlichen Lebens machten deutlich, daß dies System nur als Diktatur möglich war, für die Papen die Machtmittel nicht besaß. Als im November wieder gewählt wurde, verloren zwar die Nationalsozialisten etwa ein Achtel ihrer Wähler – seit Jahren ihre erste Niederlage –, noch immer aber stand Papen einem völlig obstruktiven Parlament gegenüber, zumal gerade er, so wie er die Sozialdemokraten beleidigt hatte,

es versucht hatte, in Deutschland nicht mehr ging, daß jeder Machthaber, wollte er sich halten und die Minimalaufgabe der Macht erfüllen, sich auf das Vertrauen wenigstens eines Teiles des Volkes und seiner Vertreter stützen mußte. Danach tastete er nun, da er im Amt war. Eine innere Krise innerhalb der nationalsozialistischen Partei hoffte er zu benutzen, um den angeblich gewerkschaftsfreundlichen, arbeiterfreundlichen Flügel dieser Partei zu sich hinüber zu ziehen. Gleichzeitig verhandelte er mit den Führern der Freien Gewerkschaften in der Hoffnung, etwas wie eine „Gewerkschaftsfront“ zusammenzubringen, die er der arbeitsunfähigen Front der Parteien entgegensetzen wollte. Der Reichspräsident würde dann einen Staatsnotstand erklären, der Reichstag nach Hause

Tatsache, daß die Partei jetzt schwächer und bedrohter dastand als in den beiden vorhergehenden Jahren, Hitler bereiter, mit den Konservativen, den Deutschnationalen, den Hindenburg-Intriganten, zu paktieren, als früher. Im Sommer 1932 hatte er von Hindenburg die ganze Macht verlangt und nicht erhalten. Jetzt würde er, für den Anfang, mit etwas wenigerem als der ganzen Macht zufrieden sein, vorausgesetzt, daß bestimmte Bedingungen, die er sich ausgerechnet hatte, erfüllt würden.

Gierig war nun auch wiederum die Bereitschaft gewisser echter oder falscher Konservativer, gewisser Führer von Industrie, Finanz und Landwirtschaft, mit Hitler ins Gespräch zu kommen; der Kurs Schleichers gefiel ihnen nicht, er schien zu „links“, zu gewerkschaftsfreundlich. Kaum fing Schleicher auch nur an, ein Arbeitsbeschaffungsprogramm zu entwickeln, so wandte sich der Reichsverband der Industrie gegen seine angeblich inflationäre und sozialistische Politik, als ob Inflation damals die Gefahr gewesen wäre. Kaum erschien die Möglichkeit einer Rückkehr zu Brüning's Siedlungsplan am Horizont, so zeterten die Großgrundbesitzer vom Landbund gegen den „Bolschewismus“ des Generals. Gelang die Politik, die er sich vorgesetzt hatte, so wurden gar zu viele um die Vorteile betrogen, die sie sich von der deutschen Staatskrise erhofft hatten, so wurden wohl gewisse Bestimmungen der Verfassung für einige Zeit außer Kraft gesetzt, ein gutes Stück sozialer Demokratie aber denkbare Weise wiederhergestellt. Das sollte nicht sein.

Die Ernennung Hitlers

Es war Franz von Papen, der nun gegen seinen Freund Schleicher die Rolle übernahm, welche acht Monate vorher Schleicher gegen Brüning gespielt hatte. Papen war noch immer der intime Berater des Präsidenten-Greises, dessen altes, hartes Herz so wenig Menschen liebte; das genügte, um ihm in diesen Schicksalstagen entscheidenden Einfluß zu sichern. Papen hatte unlängst die Reize der Macht gekostet und angenehm gefunden; noch einmal und länger genießen konnte er sie nur, wenn er, dennoch und trotz allem, mit Hitler gemeinsame Sache machte. Ein streberischer Bankier, von Schröder, vermittelte zwischen dem verunglückten Kanzler und dem vom Unglück bedrohten Demagogen. Die Herren trafen sich heimlich, in Köln, aber ihr Treffen wurde alsbald bekannt. Sie trafen sich noch einmal und ein drittes Mal und zogen den Sohn und den Staatssekretär Hindenburgs zu ihrem Gezettel bei und erreichten langsam eine Verständigung. Sie fanden einen General des Heeres, der bereit war, in einer von Hitler geleiteten Regierung den Posten des Wehrministers zu übernehmen. Sie weihten die Herren von „der Deutschnationalen Partei“ in ihren Plan ein und die Herren vom „Stahlhelm“. Sie verteilten die Posten – nur drei für die Nationalsozialisten, neun für die Konservativen –, womit die geläuterte Gesinnung Hitlers ihnen bewiesen schien. All dies geschah in der Stille der Wohnungen und Büros, aus denen nur ungewisse Gerüchte nach außen drangen. Erst als sie unter sich schon das Wesentliche abgekartet hatten, als alle Intriganten um Hindenburg für den geplanten neuen Kurs gewonnen waren, begann der Sturm auf den Präsidenten selber. Es ist eine Tatsache, daß der geistlose, nicht instinktlöse, alte Soldat sich bis zuletzt gegen die Ernennung Hitlers zum Kanzler gewehrt hat. Er wollte das nicht. Aber er hatte sein Leben lang sich auf seine Berater verlassen, und nun waren alle seine Berater, die öffentlichen und die geheimen, sich einig in ihrem Rat. Es gäbe,



▲ Am 30. Januar 1933 berief der greise Präsident Hindenburg Adolf Hitler, den er stets nur den „böhmischen Gefreiten“ nannte, zum Reichskanzler. Unser Bild zeigt beide mit Hermann Göring am „Tag von Potsdam“. Der preußische General Erich Ludendorff, der sich noch 1923 am Hitler-Putsch beteiligt hatte, telegraphierte am 31. Januar 1933 an Hindenburg: „Ich prophezeie Ihnen feierlich, daß dieser unselige Mann in unfaßbarem Elend sterben wird. Kommende Geschlechter werden Sie verfluchen dafür, daß Sie ihn ernannt haben.“

auch von ihnen keine Hilfe erwarten konnte. Da er zu einer gesetzlichen Regierung nicht die Basis, zu einer außergesetzlichen nicht die Macht fand, trat er zurück.

Zu seinem Nachfolger ernannte Hindenburg den General Kurt von Schleicher, vorher Reichswehrminister und seit Jahren heimlich wirkender Berater des Präsidenten. Er war ein schuldiger Mann, denn auch er, und gerade er, hatte seit 1930 das Prinzip der „Präsidialregierungen“ aushecken, die Kandidaten dafür wählen und wieder stürzen helfen; gerade er hatte die Nationalsozialisten zu benutzen gehofft, um mit ihrer Hilfe die soziale Demokratie loszuwerden und eine militärisch gedeckte, traditionell geschmückte Obrigkeit an ihre Stelle treten zu lassen. Jetzt, im Dezember, hatte Schleicher andere Ideen. Er verstand, daß es so, wie Papen

geschickt und eine Zeitlang kein neuer gewählt werden. Die extremen Parteien, Kommunisten und Nationalsozialisten, würden verboten. Die Regierung, gestützt auf die Gewerkschaften, auf breitere Sympathien im Volk, auf die noch immer ungebrochene Autorität des Präsidenten, auf die bewaffnete Macht der Reichswehr, würde als gemäßigte Diktatur regieren, ein Arbeitsbeschaffungsprogramm und gewisse strukturelle Reformen der Wirtschaft durchführen; dann würde man weitersehen.

Der Plan, so verfahren wie die Dinge einmal waren, klang gut. Ob Schleicher, der die Politik bisher nur als Salonintrige kannte und ihre furchtbare Schwere praktisch nie gelernt hatte, der rechte Mann für ihn war, bleibe dahingestellt. An den Widerständen, auf die er traf, wäre auch ein Stärkerer gescheitert. Wohl zeigten in der Partei Hitlers sich im Dezember erste Auflösungserscheinungen. Daß der lange Kampf um die Macht anscheinend so nahe an sie heran und doch wieder und wieder nicht zu ihr geführt hatte, enttäuschte zahlreiche Anhänger. Es fehlte an Geld, die SA zu bezahlen. Einer der populärsten und kräftigsten Parteiführer, Gregor Strasser, sagte dem „Führer“ offenen Kampf an. Aber es gelang Hitler, auch diesen neuen inneren Gegner zu isolieren und sein Führungs-Monopol wiederherzustellen. Andererseits machte gerade die

argumentierten sie, keine andere Lösung mehr. Mit Papen als Vizkanzler und Kommissar für Preußen, mit der Reichswehr nach wie vor unter Hindenburgs eigenem Befehl, mit Außenpolitik, Wirtschaft, Landwirtschaft, Finanzen in sicheren konservativen Händen, wäre der wilde Mann „eingerahmt“, auch wenn er nun den Reichskanzlertitel erhielt. Das Wünschenswerte, die Benutzung der „aufbauwilligen Kräfte“ des Nationalsozialismus bei Vermeidung seiner Alleinherrschaft, wäre damit endlich erreicht. Alles andere sei unmöglich. Schleichers Pläne liefen auf Sozialismus, auf Ruin des Großgrundbesitzers hinaus; der von ihm empfohlene „Staatsnotstand“ stellte einen Bruch der Verfassung dar, während Hitler die Verfassung bewahren werde, bis dann, wieder ohne Bruch der Verfassung, die Restauration der Monarchie das Lebenswerk des Feldmarschalls endlich krönen könnte... So oder so ähnlich wurde es dem Greis von seinen Intimen eingegeben, während gleichzeitig Organisationen der Öffentlichkeit, Landbund, Industrie, ihn beschworen, es doch nun endlich mit dem Führer der großen Volksbewegung zu versuchen. Isoliert, verwirrt, seines ermüdeten Geistes kaum noch mächtig, gab Hindenburg nach. Das schon vertraute Mittel, Verweigerung einer neuen Reichstagsauflösung, zwang Schleicher zum Rücktritt. Der soziale General, der starke Mann, der erfahrene Kabinettsstürzer, war wehrlos gegenüber den Intrigen, die er selbst ehemals so erfolgreich gepflogen hatte, war ebenso leicht zu stürzen, wie die anderen vor ihm und verschwand ohne den ernstesten Gedanken an eine Auflehnung. Zwei Tage später ernannte Hindenburg den Führer der Nationalsozialistischen Deutschen Arbeiterpartei zum Reichskanzler. „Sie irren sich, wir haben ihn engagiert“, erwiderte Papen, als man ihn auf das Gefährliche dieses Staatsaktes aufmerksam machte. Und so sah es auch auf dem Papier aus, und so verstanden es auch die allermeisten; nicht nur die Chefintriganten, auch die öffentlichen Kritiker, die linken Journalisten, die Herren von den noch immer existierenden republikanischen Parteien. Die Machtverteilung oder doch die Ämterverteilung schien in der Tat zugunsten der Konservativen innerhalb ihrer Partnerschaft mit dem Demagogen zu sprechen. Aber von all den klugen Sicherungen war nach einem halben Jahr nicht mehr übrig als letzte Schatten und Spuren, und nach wieder einem Jahr verschwanden auch die.

Rückblick

Unsere Darstellung griff weit zurück, und vielleicht ist jetzt deutlich, warum sie es mußte. Es ist eine lange Geschichte, die am 30. Januar 1933 ihr vorläufiges Ziel erreichte. Sogar mußte man, um Gedankenwelt und Ziele der Nationalsozialisten ihrer Herkunft nach zu verstehen, noch weiter, ins 19. Jahrhundert, zurückgehen. Davon sollte aber diesmal nicht die Rede sein, sondern von politischen Hergängen.

Otto Braun, der langjährige sozialdemokratische Ministerpräsident Preußens, hat später für den Untergang der Weimarer Republik zwei Hauptgründe angegeben, die er „Versailles“ und „Moskau“ nennt. Versailles – die demütigenden, boshaften Bestimmungen des Friedensvertrages, mit denen die junge Republik belastet wurde; Moskau – die destruktive, wie sich zeigen sollte, auch selbstmörderische Haltung der Kommunisten, die in der sozialen Demokratie den Hauptfeind sahen und mit den Gegnern von rechts gemeinsame Sache machten, indem sie ihnen gleichzeitig das Bürgertum in die Arme trieben. – Unleugbar wogen diese Gründe

schwer. Jedoch gilt für „Versailles“, daß es der Republik, Rathenau, Stresemann, Brüning, selbst von Papen, gelungen war, die lastenden Bestimmungen des Vertrages nacheinander zu beseitigen, so daß in dem Moment, als Hitler Reichskanzler wurde, von dem „Schand-Diktat von Versailles“ überhaupt nichts mehr übrig war außer den territorialen Bestimmungen; und die, um es noch einmal zu sagen, waren zwar nicht ideal, aber so schlimm nicht, wie den Leuten vorgemacht wurde. Der deutsche Gegenstoß gegen Versailles ging also nahezu ins Leere, gerade dann, als er seine stärkste Kraft annahm. Begnügen dürfen wir uns mit den von Otto Braun gegebenen Gründen keinesfalls; es gibt andere.

Wir sahen, daß die erste deutsche Republik unter sehr ungünstigen Vorzeichen gegründet wurde, daß sie die feindlichen Spaltungen der Gesellschaft, die seit Bismarck bestanden, nicht überwand, sondern in vergrößerter, schlimmerer Form übernahm. Eingestehen muß man jedoch, daß unter den republikanischen Führern sich keine Staatsmänner befanden, groß genug, eine fast heillos schwere Aufgabe zu meistern. Einer, Walter Rathenau, hätte vielleicht sich dazu entwickeln können, aber der wurde schon 1922 ermordet. Von einem anderen, Gustav Stresemann, dem bei weitem erfolgreichsten Außenpolitiker der Republik, ist zweifelhaft, ob man ihn auch nur einen ehrlichen Republikaner nennen soll; auch er starb früh. Sonst finden wir wohl erfahrene Parteiführer, geschickte Parlamentarier, tüchtige Verwalter in Mengen, Menschen guten Willens, die in normalen Zeiten genügt haben würden, in so sehr abnormen aber nicht genügten. Bei den Wahlen zur Nationalversammlung des Jahres 1919 erhielten die republikanischen Parteien, Zentrum, Demokraten, Sozialdemokraten, dreiviertel aller Stimmen. Nur zu bald ging ihnen diese gewaltige Mehrheit wieder verloren; ihre Staatsführung hatte die Menschen enttäuscht. Wie wenig staatsmännische Phantasie die sozialdemokratische Führung besaß, zeigte sich ein letztes Mal im Januar 1933. Die Führer der Partei, im Gegensatz zu den Freien Gewerkschaften, haben damals den Plänen Schleichers ihre Unterstützung nicht gewährt. Sie handelten so, als ob eine „legale“, nach den Spielregeln ernannte Regierung Hitlers besser schiene, als eine „illegale“ Diktatur Schleichers – eine Haltung, die über der Form gar zu sehr den Inhalt vergaß oder ihn gar zu irrtümlich einschätzte. Es mag billig sein, nachträglich solche Kritik zu üben. Und doch muß sie wenigstens angedeutet werden, weil es falsch wäre, an den widrigen Schicksalen, die uns treffen, immer nur dem Gegner schuld zu geben. Eine kraftvolle, schöpferische Führung hätte die demokratische Republik retten können; diese Führung war nicht da.

Auf der anderen Seite haben wir die Energie, das moralisch zwar auf dem Tiefpunkt stehende, in seiner Wirksamkeit aber nicht zu bestreitende Ingenium Adolf Hitlers. Was er konnte, wie er zu täuschen und zu betrügen, abzuwarten, im rechten Moment loszuschlagen und zu gewinnen vermochte, hat er später in noch ganz anderen Dimensionen gezeigt. Man mag es einen Zufall nennen, daß dieser Mensch da war. Jedenfalls, ohne ihn hätte die extreme Rechte nicht, wie es geschah, die Demokratie von innen her zerstören, den Staat nicht erobern können. Die Vorbedingung für Hitlers Sieg war die von ihm geschaffene und zur riesigsten Anhängerschaft geschwollene nationalsozialistische Partei. Die war nicht von irgendwelchen heimlichen Interessenten gefunden worden, die hatte er selber aufgebaut.

Mit aller seiner Energie aber, seiner einzigartig

teuflischen Begabung, hätte Hitler sein Ziel nicht erreichen können, wenn ihm nicht immer wieder von dem alten Deutschland, dem kaiserlichen, dem Bismarckschen Deutschland, dem Deutschland der Justiz und Bürokratie, der Industrie und Finanz, der hohen Militärs, des ostdeutschen Grundbesitzes, Hilfestellungen gewährt worden wären, vor 1933 wie nachher, die alles entscheidende aber eben im Januar 1933 selber, als man seinen Niedergang, der schon begonnen hatte, auffing und ihn doch noch an die Machtpitze brachte. Erst damit war das Schicksal erfüllt. In der Reichskanzlei seien sie jetzt, verkündigte einer der Rührigsten von Hitlers Helfershelfern, Josef Goebbels, am Tage der neuen Regierungsbildung; lebendig gingen sie nicht wieder heraus. Er hat recht behalten.



Hitlerjugend 1933



„Hitlers Jugend“ 1945

DAS BLAUE PFERD VON FRANZ MARC

Als zweites Bild wählten wir für unsere neue Kunstserie, in der wir besonders kostbare Gemälde aus den Museen unserer Heimat vorstellen, das nebenstehend veröffentlichte und weithin bekannt gewordene Bild „Das blaue Pferd“ von Franz Marc. Dr. Paul Vogt, der kommissarische Leiter des „Museum Folkwang“ in Essen, schrieb für WERK UND WIR die folgenden Erläuterungen über den Maler und sein Werk.

Seit seiner Eröffnung kurz nach der Jahrhundertwende hat das Museum Folkwang in Essen besonderen Ruf als Pflegestätte internationaler junger Kunst.

Zu den Werken, die diesen Ruf begründet und im Verlauf der Jahre noch gefestigt haben, gehörte neben den Gemälden von Vincent van Gogh und Paul Gauguin oder der berühmten „Lise mit dem Sonnenschirm“ von Renoir auch ein Bild von Franz Marc, die „Drei roten Pferde“, von 1911. Seit 1912, dem Jahre des Erwerbs für die Museumssammlungen, repräsentierte dieses Gemälde gewissermaßen die junge, aufstrebende deutsche Kunst, die zu dieser Zeit im Museum der französischen Malerei gegenüber noch ungleich geringer vertreten war. Bald hatte es sich auch in der Öffentlichkeit einen besonderen Widerhall erworben, ja, ungeachtet seines „offiziellen“ Titels wurde es auch in der Literatur „Die Folkwangpferde“ genannt.

345 Gemälde beschlagnahmt

Um so schmerzlicher mußte man darum den Verlust empfinden, als dieses Bild zusammen mit allen anderen Werken der Kunst nach 1900 – 345 Gemälde wurden während des Bildersturmes „Entartete Kunst“ 1937 von den Kulturdiktatoren des Dritten Reiches im Folkwang-Museum beschlagnahmt und enteignet – auf einer Auktion in Luzern ausländische Käufer fand. Es erzielte damals einen Preis, der die Wertschätzung dieses Kunstwerkes über die Grenzen Deutschlands hinaus bewies.

Als man nach den Stürmen des Krieges in Essen begann, die Sammlungen des Museums systematisch neu aufzubauen, um – wenn möglich – seine einstige Bedeutung als ein Zentrum zeitgenössischer Kunst wiederzugewinnen, galt es, auch das Werk von Franz Marc in wesentlichen Beispielen zu zeigen. Versuche, die „Drei roten Pferde“ zurückzuerwerben, blieben erfolglos. Dennoch ist der Maler heute mit zwei bedeutenden und für seine Malweise typischen Gemälden wieder würdig in der Museumssammlung vertreten. Es sind dies das „Pferd in Land-

schaft“ und „Das blaue Pferd“ – letzteres allerdings als Leihgabe aus privatem Besitz.

Beide Bilder entstammen wie die „Drei roten Pferde“ den Jahren zwischen 1911 und 1913, also jenem Zeitraum, in dem Franz Marc Reife und künstlerische Vollendung gewann. Die zahlreichen Pferdedarstellungen dieser Jahre bezeichnen ohne Zweifel einen Höhepunkt im Werk des Malers. Über das eigentliche Thema hinaus geben sie uns Aufschluß über seine Vorstellung vom Tier, von der Steigerungsfähigkeit der Farben bis zur Symbolkraft, von der neuen Bedeutung der Linie und Form.

Mit dem Thema „Pferd“ hatte sich Franz Marc bereits seit Jahren beschäftigt, anfangs in Form von anatomischen Studien und Skizzen nach der Natur, 1908 zum ersten Male auch im Gemälde, also unter Mitwirkung der Farbe.

1908 hatte er eine Pferdegruppe modelliert. Dabei leitete ihn das Bestreben, die „natürlichen“ Formen in einen größeren, organisch-rhythmischen Zusammenhang zu bringen, etwas, was ihm in der Malerei noch nicht recht gelingen wollte. Mehrere Gemälde wurden noch vor der endgültigen Vollendung zerschnitten, ihr Ergebnis hatte den anspruchsvollen Maler nicht befriedigen können.

Nun, im Winter 1910/11 gelang es Franz Marc endlich, jene Ausdruckskraft der Farbe und ihre Vereinigung mit einer gültigen Form zu erreichen, um die er sich so lange vergeblich bemüht hatte.

Jetzt entstanden jene Bilder, die man als vollgültige Zeugnisse seiner Kunst ansehen darf, unter ihnen 1911 „Das blaue Pferd“, das nur Monate später als die „Drei roten Pferde“ alt ist, also der gleichen Schaffensperiode entstammt.

Wie der Name schon sagt, ist das Bild auf den großen Klang des Blau in seinen vielfältigen Abstufungen gestellt. Das Pferd erscheint bläulich-weiß mit tiefblauen Schatten und einer dunkelblauen Mähne. Die Farben in der Landschaft ringsum leuchten in frühlingshafter Frische und Unbekümmertheit, sie bilden mit dem leuchtenden Blau des Pferdes Klänge von großer Kraft und Kühnheit: auf dem Grunde Zinnober und helles Grün, zudem ein leuchtendes Gelb, das sich zwischen das Karminrot der Hügel schichtet. Nach oben hin wird die Farbe vom Rot über ein dunkles Violett bis zum Blau der hohen Kuppe gesteigert – über sie hinaus ragt die Mähne des Pferdes, die bis in das zarte Rosa des Himmels hineinreicht.

Das Auffallende an diesem Bilde sind nicht allein die Farben, sondern zugleich die durch Farbe gebildeten Formen: der Rhythmus geschwungener Linien, die Lösung des Themas aus seinem „natürlichen“ Zusammenhang zu einem geformten Bilde.

Keine Zufälligkeiten

Das Ausschalten jeder Zufälligkeit bedeutet für Marc allerdings keine Trennung von der Natur, sondern eine gewaltige Steigerung des Da-Seienden und Sichtbaren, seine zuchtvolle Durchformung, die bewußt der endgültigen künstlerischen Lösung halber auf die Fülle jener Details verzichtet, wie sie die Natur dem Auge bietet.

Wenn wir uns fragen, welche dieser künstlerischen Ziele Franz Marc mit dem „Blauen Pferd“ verfolgte und erreichte, müssen wir das Bild noch einmal genauer betrachten und auch

auf die Symbolwirkung seiner Farben prüfen. Es zeigt ein Pferd, das, anders als auf den anderen Gemälden, noch ein wenig ungeschickt und unbeholfen dasteht, dessen Beine ein wenig mehr gespreizt sind und im Verhältnis zum Körper ein wenig ungefüger, ein Pferd, das noch nicht die Eleganz fließend bewegter Linien zeigt: kurz, ein junges Pferd, das unschuldig und vertrauensvoll seine Schritte in die Weite der Welt tut.

Der geneigte Kopf bewirkt eine Schwingung der Mähne und läßt sie dadurch in gleichem Rhythmus die Bögen der Hügel wiederholen, die in der Mähne Höhepunkte und Abschluß zugleich erreichen.

Die wenigen großen Pflanzenblätter, die sich Marc innerhalb der strengen Vereinfachung des Bildes noch erlaubte, unterstreichen die leichte Unbeholfenheit des Tierkörpers und wachsen damit als Form wie Hügel und Täler über ihre ursprüngliche naturalistische Bedeutung hinaus.

Die Wahl der Farben

Aus diesem Zusammenhang wird man auch leichter die Wahl der Farben verstehen: ein Rot vermag stärker als alle anderen Farben dem Menschen Erregung mitzuteilen, es wirkt als eine Kraft, als Wärme, die uns stark der sinnlich wahrnehmbaren Welt verbindet. Wie anders das hier vorherrschende Blau: es ist kühler, durchgeistigter, es bedeutet das traditionelle Symbol für Unschuld und Treue. Sein bestimmender Wert innerhalb des Bildes wird durch den Gegenklang zum Rot und Gelb und zu den Mischfarben Violett und Grün noch gesteigert: ein Grün, als die Farbe beginnenden Lebens und neuerweckter Hoffnung, wie wir sie in jedem Frühjahr erneut erleben, Violett als Mischung der Gegensätze Rot und Blau, als Durchdringung der stoffreichen Kraft mit Geistigem. So spiegeln sich Werden und Sein, Hoffnung und Erfüllung, Jugend und Reife in diesem Bilde wider – ausgedrückt in Farbe.

Mit diesem und ähnlichen Bildern hatte Franz Marc den Weg zu seiner letzten Schaffensperiode betreten, die nur noch kurze Jahre währen sollte. Am 4. März 1916 fiel er, erst 36jährig, vor Verdun.

Paul Vogt



Franz Marc



SPORT ALS STECKENPFERD: SKILAUFEN



Alpiner Skilauf ein Steckpferd? ... Wer lacht da nicht! Kann denn ein ernsthaftes Steckpferd sein, was schon Millionen Menschen betreiben? Was zu einem regelrechten „Ski-Boom“ geführt hat in den Alpen? Und was eine Vergewaltigung dieser ganzen Alpen durch ein Heer von Skilehrern, Skifunktionären, Skigeschäftsleuten, Skiwirten, Skifabrikanten, Skipolizisten, Skilifterbauern, Skimodenverkäufern, Skirettungsmännern und natürlich auch die Skifahrer nach sich zog?

Wir haben schon im ersten Kapitel unserer Hohen Schule auf Steckpferden gelesen, damals, als es um das stille Skiwandern in den Mittelgebirgen ging, daß sich das echte Steckpferd durch eine gewisse Exklusivität auszeichne, dadurch, daß es hohe Ansprüche stelle, dadurch, daß es mit Witz und Eigensinn gegen die faden Allerweltsgenüsse durchgesetzt werden müsse. Wenn das stimmt, dann haben wir also einen Widerspruch aufzuklären. Denn daran gibt es nicht den geringsten Zweifel: Jeder der beinahe sieben Millionen deut-

schen Skiläufer besteht darauf, ein Steckpferd zu reiten, ein Hobby zu besitzen, wenn er zum Skilaufen in die Berge reist.

Man könnte es sich leicht machen und einfach sagen: Gut, die Pioniere des Skilaufs waren Meister eines Steckpferdes, denn sie drangen vor 70 und 80 Jahren einzeln und unerschrocken in eine unbekannte, gefürchtete und wahrhaft gefährliche Hochgebirgswelt ein und mußten sich hinterher als Narren beschimpfen lassen. Aber diese Millionen ihrer Epigonen von heute, die eine Stunde und länger kalten Fußes in der Schlange am Skilift anstehen, um dann knapp zehn Minuten die von ... zigtausend Stahlkanten ausgefräste harte Schneepiste herabzurasen – ob die auch noch Leute von Witz und Eigenart sind ... wer will das behaupten!

Der Traum von den Bergen

Der scheinbare Widerspruch läßt sich aufklären. Es gibt nämlich nicht nur einen, es gibt

mehrere, und es gibt sogar sehr verschiedene Wege zum großen Skiglück – wenn freilich, nicht zu vergessen, nur einen Ausgangspunkt für alle. Dieser eine, erste und allgemeine Antrieb wird gerne vergessen oder sogar geleugnet. Aber bewußt oder unbewußt zieht diese Millionen heutiger Skiläufer doch zu allererst der heftige, der unstillbare Drang nach Licht, Luft und Bewegung in die Alpen.

Das klingt recht simpel, klingt nach Turnvater Jahn und hat sozusagen einen Bart. Aber allein aus diesem Drange entstand der „Ski-Boom“ in den Alpen. Denn je mehr die moderne Verstädterung der Menschen zunahm, je dichter die Abgaswolken, je unerträglicher der Lärm, je peiniger die Hetze und Rastlosigkeit in den Städten wurden, desto mehr zog es deren Menschen ins Hochgebirge, wo Licht, Luft und Bewegung im Überfluß zu finden war, ja, wo man sich an Licht, Luft und Bewegung berauschen konnte. Genau das wollen die geplagten Menschen unserer Großstädte zuerst. Sie sind nun einmal nicht für eine Welt voll Abgase, Lärm und Hast geschaffen.

Natürlich kann man Licht, Luft und Bewegung auch im norddeutschen Stadtpark und vor allem in den Mittelgebirgen, im Harz oder im Sauerland etwa, finden – dennoch reist die Masse der Menschen, die Erleichterungen des Reisens und Planens nützend, in die fernen Alpen.

Sie folgt damit der traumhaft starken Vorstellung von einer hohen stillen Bergwelt, über die eine glänzende, köstlich bräunende Höhen-sonne schäumt, wo unter atemraubend heroischen Felsgestalten eine beglückende Vielfalt reizvoller Idyllen wartet, wo große Formen und reine Farben unter einem blanken Blauhimmel wohltuend harmonisieren, wo in hundert versteckten Talgründen und auf tausend kecken Aussichtsgipfeln verklarte Ruhe waltet.

Vom Liegewagen ins Abenteuer

Obendrein winken dort Abenteuer: das Abenteuer einer rauschenden Abfahrt über kilometerlange Hänge, das Abenteuer einer nervensalbenden Gipfelbesteigung inmitten einer wie ausgestorbenen Urwelt, wenn nicht gar das Abenteuer einer frohen, ausgelassenen Skihüttengaudi inmitten erst fremder, von Licht, Luft und Bewegung berauschter, dann vertrau-



◀ Was kann schöner sein, als ein Sonnenbad auf dem Dach einer Schutzhütte in der Einsamkeit der Bergwelt wie auf unserem Bilde links im Karwendelgebirge! Unsere Farbseite rechts zeigt eine skiwandernde Familie am Arlberg bei Zürs.



ter Skifahrer... Kein Zweifel, dieser Traum ist übermächtig. Natürlich wird er am besten unter den Dunstfloren und Nebelbänken des Kohlenreviers geträumt, etwa zwischen Duisburg und Dortmund.

Das schönste aber an diesem Traum ist, daß er einen nicht, wie andere Träume, in eine harte Wirklichkeit entläßt. Er ist der einzige Traum, der sich realisieren, der sich leben läßt, aus dem man sozusagen überhaupt nicht erwacht. Man braucht nur in einem der bequemen und gar nicht mal teuren Liegewagen in die Alpen reisen, und dort ist es nur noch die Sache unserer Planung, unseres Geschickes und zuweilen einer gewissen Geduld, um jenen Ort auszufindig zu machen, an dem man seinen Traum leben will.

Das Hochgebirge als unsere Traumkulisse ist ja nicht schlechter als sein Ruf. Es bleibt ein unbegreifliches Phänomen. Im Hochgebirge schuf sich die Natur aus Fels und Eis ihr schönstes Symbol: den Berg. Daß die Menschen den Bergen leicht und gerne verfallen, wissen nicht nur die Mitglieder der Alpenvereine (von denen die norddeutschen stets die treuesten sind).

Wer auch nur einmal als Flachländer mühselig und womöglich gefahrenreich um einen hohen Berggipfel gekämpft hat, um hinterher eine stille Raststunde lang die heißen Glieder zu kühlen und dann in brausender Fahrt zu Tal zu fahren, der weiß davon, und der spricht zu Hause gerne von „seinen Bergen“.

Es gibt so viele Möglichkeiten...

Doch nun vom wichtigen Ausgangspunkt zu den verschiedenen Möglichkeiten des Skilaufens im Hochgebirge. Ich selber habe einen guten Überblick, ich streune viel in den Alpen umher, ich vereinige alle Möglichkeiten in mir selber, ich behaupte also: In diesem unserem Jahrzehnt sind von der Millionenmasse derer, die im Winter ferienhalber in die Alpen fahren, mindestens 80 v.H. reine Pistenfahrer, 10 v.H. Skitouristen und Skiwanderer, 5 v.H. „ewige Anfänger“ am Übungshügel und knapp 5 v.H. Philosophen.

Philosophen? Ja, ich komme nämlich eben erst aus der Schweiz zurück und habe sie da wieder gesehen, die Guten, die ihre nagelneuen Skier seelenruhig im Hotel stehenlassen und mit nichts als einem Skistock langsam durch das winterliche Märchenland streunen, die verachtungsvolle Blicke auf den Wirbel und das Gedränge um die Skipisten werfen, aber jeden ihnen begegnenden Skitouristen freundlich begrüßen, die abseitige Sträßlein, Holzziehwege und Bergbauernpfade hinaufsteigen und nur ein einziges Ziel kennen: das gemächliche, aber doch rhythmische Gehen und Steigen in der reinsten und kräftigsten Luft der Welt, unter der leuchtendsten Sonne der Welt und im stillsten Frieden dieser unserer Welt.

Natürlich gehören diese Philosophen meist den älteren Jahrgängen an. Aber ich habe unter den

Menschen, die dergestalt ihre „Winterkur“ absolvieren, meist recht gute, profilierte Köpfe gesehen, aus deren Augen Klarheit und Weisheit leuchteten.

Begeisterte „ewige Anfänger“

Zu den Weisen darf man übrigens auch die „ewigen Anfänger“ am vielgescholtenen Übungshang zählen. Ich meine damit nicht jene bedauernswerten Norddeutschen, die jedes Jahr nur einmal für 14 Tage in die Alpen kommen und deren Glieder das dort im fröhlichen Skikurs Erlernte in den darauffolgenden elf Monaten der Arbeit wieder so gründlich vergessen und verlernen, daß sie jedes Jahr immer wieder als Anfänger starten müssen und demzufolge ewige Anfänger bleiben.

Nein, ich denke auch an jene, den oben erwähnten Philosophen verwandte Gruppe von passionierten, von begeisterten Anfängern, von Anfängern, die aus gutem Grunde nie perfekte Könnern zu werden wünschen. Das gibt es auch. Diese guten Leute fürchten den großen Fortschritt, aber sie schätzen den kleinen. Denn, so sagen sie, es gäbe gar kein größeres Glück als das des ersten geglückten Grätenschrittes, des ersten geglückten Stempfluges, der ersten geglückten Schußfahrt, des ersten geglückten Schwunges. Das allein seien die klassischen, die wahrhaft unvergeßlichen Stationen der weißen Lebensfreude.

Das Feld der schönen Fortschritte würde mit dem großen Fortschritt oder gar mit dem Aufsteigen zum perfekten Könnern immer kleiner, so daß der Könnern letztlich ein armer Tropf sei, der zwar vollendet schön abfahren kann, aber nichts mehr vor sich hat an Glücksstationen. Das ist natürlich etwas übertrieben, aber wer die Augen aufmacht im riesigen alpinen Skizirkus, der sieht mancherlei.

Der letzte Schrei: die Piste

Der große Trumpf ist heute natürlich das Pistenfahren. Das entspricht unserer Zeit und dem zeitgemäßen Trend zur äußersten Bequemlichkeit. Der Pistenfahrer möchte das unleugbar Schöne mit der höchstmöglichen Bequemlichkeit verbinden, wobei die Technik Pate zu stehen hat. Der Pistenfahrer will also unter keinen Umständen bergauf steigen, will nicht schwitzen, will sich nicht plagen, er will nur – und dies so oft als irgend möglich am Tage – mit dem Skilift oder der Kabinenbahn bergauf fahren, um sich oben sofort in die Piste zu stürzen und den Rausch der Geschwindigkeit zu erleben.

Dieser Rausch ist in der Tat alles Ruhmes wert, und auch ich, der seit mehreren Jahrzehnten ein begeisterter Skiläufer und vor allem Skibergsteiger ist, muß gestehen: Pistenrasen kann sündhaftes Vergnügen bereiten, Rennläufer und Pistenknechte haben letztlich das Verdienst, die Abfahrtstechnik zu jener artistischen Perfektion getrieben zu haben, daß die gekonnte Abfahrt auf Skiern heute im ästhetischen Range neben das Kunstturnen zu stellen ist.

Dies ist freilich das einzige Verdienst der Pistenfreunde. Ansonsten haben sie eine gewisse Degeneration des alten Ideals vom weißen Sport auf ihrem Gewissen. Dieses alte Ideal erfüllt nur noch der Skitourist, der Skibergsteiger, und der wird von den Pistenfreunden schon mitleidig belächelt, der muß sein Steckenpferd



◀ So weit (und hoch) wird es nicht jeder von uns bringen können: Diese beiden alpinen Kletterer haben den 4165 m hohen Gipfel des Breithorns im Wallis erreicht.

wahrhaft mit Stolz und Eigensinn gegen die Masse (der Pistenläufer) durchsetzen.

Erholung oder Strapaze?

Wieviel der Pistenläufer seiner eigenen Gesundheit schuldig bleibt, um derentwillen er doch in die Berge fuhr, das ahnt er meist nicht. Etwa, daß es ihm schadet, wenn er sich nach langem Anstehen in der Schlange vor der Talstation mit eiskalten und starren Gliedern in die Piste stürzt, zu deren Bewältigung letztlich doch warme, geschmeidige Muskeln nötig sind. Mag das Hochgefühl des seinen Körper artistisch beherrschenden Pistenfahrers noch so bedeutend sein, das Ergebnis ist zuletzt nicht Erholung an Leib und Seele, sondern Verkrampfung. Vor allem der Untrainierte, der neu Ankommende leidet unter der „Explosivleistung“, die dem Körper unmittelbar nach dem raschen Hochschleppen beim schnellen Abfahren zugemutet wird.

Demgegenüber steht das Skibergsteigen, der Ski-Tourismus. Und nun sage niemand, daß es den nicht mehr gäbe, daß der unzeitgemäß und ausgestorben sei. Es gibt, um nur ein Beispiel von mehreren zu nennen, in dem großen Gletscherrevier der Silvretta mit ihren etwa zehn Hütten-Stützpunkten keine einzige Seilbahn und keinen einzigen Lift! Also auch keinen Pistenkilauflauf. Und trotzdem sind diese sämtlichen Hütten zur großen Skitourzeit von Ende Februar bis in den Mai hinein ständig überfüllt: ein sprechender Beweis dafür, daß die höhere Vernunft noch nicht ausgestorben ist im alpinen Skilauf.

Reines Glück in der Skitour

Auch ich huldige dann und wann, dem Ansturm meiner Skikinder erliegend, dem Pistenkilauflauf, auch ich finde zuweilen ein sündhaftes Vergnügen am Pistenrausch, am eleganten Tänzeln und Schweben überm festgefahrenen Schnee. Aber ich kam keinmal in meinem Leben in die Versuchung, die Skitour ein für allemal mit der Piste zu vertauschen. Ganz im Gegenteil: Je älter ich wurde, in desto höherem Ansehen stand die Skitour, und das Glück des Skibergsteigens wurde mir immer bewußter. Nie habe ich so viel Skitourpläne gemacht wie in den allerletzten Jahren des großen Pistenwirbels in den Alpen. Deshalb glaube ich auch nicht recht, daß der Tourenlauf im Aussterben begriffen sei. Ich kann es nicht glauben... es gibt doch auch Millionen Turner, die ihrer Passion treu bleiben. Auch sie könnten doch den Anfechtungen von Sportarten erliegen, die dem Egoismus, dem Ehrgeiz und manchem faulen Triebe schmeicheln. Aber es wird weitergeturnt, trotzdem, ein geheimes Glück lockt, ein unnennbares Etwas fesselt an die geliebte Passion.

... und beim Skibergsteigen

Ähnlich ist es mit dem Skibergsteigen. Hier ein aktueller Beweis: Als ich an einem Märzsonntag des Vorjahres mit einem Buben ins Oberkar der Alpspitze bei Partenkirchen kam (2640 m), zählte ich dort, wohin keine Bergbahn führt, sage und schreibe gegen 700 Skiläufer. Keine Pistenknechte also, sondern Skibergsteiger einer wie der andere, denn alle hatten von der Bergstation am Kreuzeck ab ihre guten dreieinhalb, wenn nicht gar vier und mehr Stunden im Schweiß ihres Angesichtes aufzusteigen. Hat das Wetter in der Skiwelt umgeschlagen?, fragte ich mich damals froh, als ich am Gipfel heißhungrig in meinen Apfel biß. Natürlich wußte und weiß ich, daß die Pistenknechte für alle Zeit in der Mehrzahl bleiben,

die Masse Mensch ist nun mal fürs Bequeme; aber der ideale Ski-Alpinismus, als den wir das Skibergsteigen betrachten dürfen, wird sich niemals ganz verdrängen lassen. Im übrigen wird das alte ausgebleichte Ideal der Skipioniere von einst in einem gewissen Sinne auch von den Pistenläufern geachtet, solange keiner mit einem perfekten Skikönnen auf die Welt kommt. Und solange man Skikönnen nicht gegen bar erwerben kann.

Skikönnen muß wie von jeher am Übungshügel erlernt werden, Skikönnen kostet Geduld, Schweiß, Ärger, Überwindung und sogar Willen. Solange sich jedes Jahr Hunderttausende finden, die diese strapaziöse Skilernmühe auf sich nehmen, solange leuchtet das alte Ideal über allen Skiläufern, solange besteht auch die Hoffnung, daß jedes Jahr einige tausend Skifreunde aus dem allgemeinen Pistenrummel zu erlösen sind. Das ist keine ungerechtfertigte Hoffnung, wenn man weiß, daß meist schon eine einzige schöne Skitour in die hohe Einsamkeit genügt, um einen gelernten Pistenknecht für das höhere Skiglück anfällig zu machen.

Kein Lohn ohne Mühe

Natürlich ist und bleibt dieses höhere Skiglück eine Sache der Mühe und Anstrengung: eine Sache des Einsatzes. Drei Stunden Anstieg durch eine stille Berglandschaft, leichte Perlen auf der Stirn und drei leise Flüche auf den letzten Metern – das ist etwa der Preis für jene unbeschreibliche Sternstunde am Gipfel, die alle Skitouristen kennen. Sogar die Vergeßlichen. Auch die wahrhaft ideale, weil gutgepflegte, lange, wenig ausgefräste Parsenn-Piste nach Küblis kann jenes große Glück nicht annähernd bieten.

Piste ohne Aufstiegs Mühe liefert das Glück eben nur in Viertelsportionen, wenn man lediglich aus der Kabine zu steigen hat, körperlich und seelisch unterkühlt, ohne die innere Harmonie aus dem Rhythmus des gelassenen Aufstiegs. Der Aufstieg ist, es sei wie es wolle, der natürliche Kontrapunkt zur Abfahrtsfreude. Nur die Plage des Anstieges ergibt zusammen mit der Lust an der Abfahrt die volle Harmonie aus dem Erlebnis am Berge.

Es ist wahrscheinlich, daß der neue alpine Geschäftsgeist noch manche neue Bergbahn, noch viele Skilifte und damit vielleicht auch 500 neue Pisten entstehen läßt. Aber auch dann bleiben diese Vehikel für den wirklichen Skibergsteiger nur Umstände, doch keine unbezwingbaren Widerstände. Nach einer schönen alten Weisheit zeichnet sich der tüchtige Mann dadurch aus, daß er die Umstände seines Lebens bezwingt, wie sie auch ankommen mögen. Nur der untüchtige Mensch macht aus Umständen Ausreden, der tüchtige bezwingt sie. Und nur der untüchtige Skibergsteiger läßt sich vom Pistenwesen und Massenwahn das alte Ziel vernebeln, der tüchtige sieht die Sonne seines Glückes auch unter den Wolken.

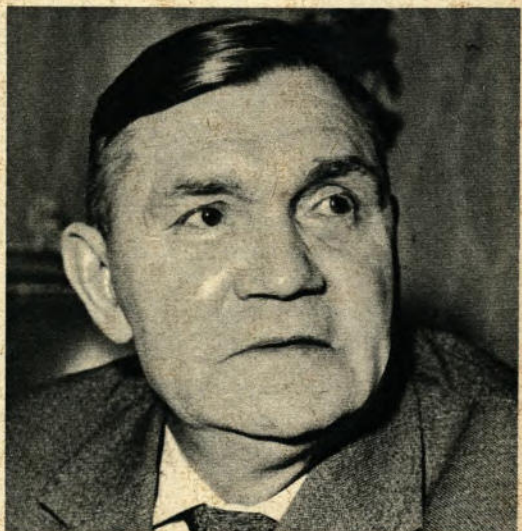
Es ist ja beim Skilaufen ähnlich wie beim Autofahren. Alles jammert über den dichten Verkehr, aber keiner verläßt die Autobahn. Dabei ist 1000 Meter jenseits der Autobahn – wie jenseits der Piste – allüberall die Stille der Jahrhundertwende. Man muß nur das Zeug zum Ausbrechen haben, hier wie dort... Im übrigen haben Pisten, Bergbahnen und Lifte auch das Gute, daß sie wie zuverlässige Magnete wirken und die Masse Mensch um sich sammeln – damit es anderswo um so stiller und einsamer sei.

Wer mit dieser Weisheit in die Alpen kommt, der kann sich leicht ausrechnen, wo er wirklich stille Skierte findet und damit die Umstände, um seinen Skitraum froh auszuleben.

FÜNFZIG JAHRE BEI UNS



Am 13. Januar 1963 beging Johann Jaskulski sein fünfzigjähriges Arbeitsjubiläum bei den Hoesch Walzwerken in Hohenlimburg. Der gebürtige Ostpreuße hat als Vierzehnjähriger im alten Werk Langenkamp als Streckerrangefahrer angefangen. Schon während des ersten Arbeitsjahres siedelte er jedoch nach Oege über, wo an drei damals sehr modernen Walzenstraßen gearbeitet wurde. Nach einigen Jahren stand Johann Jaskulski an der 350-Millimeter-Straße als Walzer. Später bediente er als Wärmer den Ofen der 260-Millimeter-Straße. In den letzten Jahren ist Johann Jaskulski in der Adjustage tätig gewesen. Anfang 1963 feierte er seinen 65. Geburtstag. Zu seiner Pensionierung wünschen wir ihm Gesundheit und alles Gute!



Fritz Honselmann hat am 3. Februar ebenfalls sein fünfzigjähriges Arbeitsjubiläum bei den Hoesch Walzwerken in Hohenlimburg feiern können. Er ist fünf Jahrzehnte im Warmwalzwerk beschäftigt gewesen – zuerst als Streckerrangefahrer, dann als Hilfswalzer, schließlich als Fertigwalzer. 1935 wurde Fritz Honselmann Walzmeister, und diese verantwortungsvolle Arbeit hat er zehn Jahre lang versehen. In den letzten sieben Jahren betreute er als Vorarbeiter die Walzenwechsel. Nicht nur Fritz Honselmann selbst ist eng mit den Hohenlimburger Walzwerken verbunden. Sein Großvater war bereits Pfortner im Werk Langenkamp, und sein Vater lernte dort im Jahre 1881 den Beruf eines Reckschmiedes. Ein Sohn und zwei Schwiegersöhne des Jubilars führen diese Tradition weiter.

50 Hoesch AG

Walzwerke Hohenlimburg

3. 2. 1963 Fritz Honselmann, Vorarbeiter

40 Hoesch AG Bergbau

1. 2. 1963 Robert Berndt, Zimmerhauer
Schachtanlage Fritz-Heinrich

2. 2. 1963 Josef Manteuffel, Fördermaschinist
Schachtanlage Radbod

23. 2. 1963 Hermann Hoffmann, Anlernhauer
Schachtanlage Fritz-Heinrich

25. 2. 1963 Heinrich Ufer, Setzmaschinist
Schachtanlage Emil-Emscher

27. 2. 1963 Felix Wiecek, Hauer
Schachtanlage Radbod

Hoesch AG Westfalenhütte

1. 2. 1963 Albert Witt, Schreibmaschinen-
mechaniker

9. 2. 1963 Richard Becker, Vorarbeiter

9. 2. 1963 Franz Olter, Betriebsbeobachter

12. 2. 1963 Erich Füske, Maschinist

14. 2. 1963 Otto Burkat, Kauenwärter

24. 2. 1963 Karl Stobba, Oberpförtner

Maschinenfabrik Deutschland AG

18. 2. 1963 Wilhelm Hönemann, Werkmeister

25 Hoesch AG Bergbau

1. 2. 1963 Friedrich van Führen, Kesselwärter
Kraftwerk Emscher

1. 2. 1963 Herbert Nipelt, Hauer
Schachtanlage Fürst Leopold-Baldur

1. 2. 1963 Adolf Pollender, Fahrer
Schachtanlage Fürst Leopold-Baldur

4. 2. 1963 Stephan Szymkowiak, Pförtner
Schachtanlage Emil-Emscher

5. 2. 1963 Kurt Schwarzer, Maschinist
Schachtanlage Fritz-Heinrich

7. 2. 1963 Franz Juranek, Schreiner
Schachtanlage Emil-Emscher

8. 2. 1963 Adolf Maciocek, Lehrhauer
Schachtanlage Kaiserstuhl

10. 2. 1963 Heinrich Brohl, Schmied
Schachtanlage Radbod

11. 2. 1963 Georg Beetz, Hauer
Schachtanlage Radbod

11. 2. 1963 Heinz Flehr, Schmied
Schachtanlage Kaiserstuhl

11. 2. 1963 Paul Glanz, Maschinist
Schachtanlage Fritz-Heinrich

11. 2. 1963 Johann Schäfer, Hauer
Schachtanlage Radbod

13. 2. 1963 Stefan Pientka, Hauer
Schachtanlage Radbod

13. 2. 1963 Eugen Zicoll, Hauer
Schachtanlage Radbod

14. 2. 1963 Arthur Matztat, Hauer
Schachtanlage Kaiserstuhl

15. 2. 1963 Hermann aus der Fünter, Maschinen-
hauer
Schachtanlage Fritz-Heinrich

15. 2. 1963 Heinrich Rennebaum, Lehrhauer
Schachtanlage Kaiserstuhl

16. 2. 1963 Heinrich Nübel, Schlosser
Kokerel Kaiserstuhl

18. 2. 1963 Johann Bürling, Anstreicher
Kokerel Emil-Emscher

18. 2. 1963 Hermann Pflanz, Lehrhauer
Schachtanlage Kaiserstuhl

18. 2. 1963 Franz Reindl, Hauer
Schachtanlage Radbod

18. 2. 1963 Konrad Schwickert, Zimmerhauer
Schachtanlage Fritz-Heinrich

19. 2. 1963 Fritz Hölzemann, Hauer
Schachtanlage Kaiserstuhl

24. 2. 1963 Hermann Südlack, Lehrhauer
Schachtanlage Emil-Emscher

25. 2. 1963 Wilhelm Schwert, Hauer
Schachtanlage Radbod

26. 2. 1963 Josef Holtmann, Maschinist
Schachtanlage Radbod

26. 2. 1963 Heinrich Poganatz, Zimmerhauer
Schachtanlage Fritz-Heinrich

26. 2. 1963 Erich Przynda, Grubenlokführer
Schachtanlage Fritz-Heinrich

Hoesch AG Westfalenhütte

1. 2. 1963 Hermann Schöttler, Heilgehilfe

1. 2. 1963 Leopold Uhl, 1. Richter

12. 2. 1963 Heinrich Freund, Betriebschef

12. 2. 1963 Heinrich Kassel, Sachbearbeiter

12. 2. 1963 Heinrich Plätz, Maschinist

12. 2. 1963 Josef Splawski, Bote

17. 2. 1963 Rudolf Rücker, Werkzeugausgeber

19. 2. 1963 Martin Bitens, Granulierer

23. 2. 1963 Wilhelm Reich, Oberpförtner

23. 2. 1963 Karl Schleicher, Polier

24. 2. 1963 Stanislaus Sliwinski, Schmelzer

26. 2. 1963 Wilhelm Heeg, Meister

Hoesch AG Walzwerke Hohenlimburg

1. 2. 1963 Josef Breuner, Schlosser

7. 2. 1963 Walter Dörscheln, Verlader

7. 2. 1963 Wilhelm Mai, Pförtner

14. 2. 1963 Gustav Querl, Verlader

Schmiedag AG

14. 2. 1963 Ernst Klaus, Dreher
Werk Grüntal

Maschinenfabrik Deutschland AG

4. 2. 1963 Theodor Kettschau, Gußputzer

Trierer Walzwerk AG

28. 2. 1963 Karl Haar, Packer
Werk Trier

Hoesch Hammerwerk GmbH Ruegenberg

15. 2. 1963 Heinrich Theile, Ofenmann

Werk Federstahl Kassel

14. 2. 1963 Franz Wagner, Werkzeugmacher

Abenteuer eines Babysitters

Ilsegreg Henze erfreute sich allgemein eines guten Rufes, und deshalb engagierte man sie immer häufiger zum Babysitter. Auch Frau Mayer-Bianco ließ sie zu sich rufen.

„Frollein Henze“, sagte Frau Mayer-Bianco. „Ich vertraue Ihnen also für heute abend meinen Rainer-Detlef an. Er ist vier Jahre und hat für sein Alter eine zu hoch entwickelte Phantasie. Ich warne Sie. Erzählen Sie Rainer-Detlef keine aufregenden Geschichten oder überhaupt Storys, in denen wildzerklüftete Charaktere vorkommen. Erst neulich habe ich Rainer-Detlef von Kapitän Cook und seiner Nordpolfahrt erzählt. Und was meinen Sie, wo ich das hochintelligente Kind vier Stunden später fand?“

„Wo?“ fragte Ilsegreg Henze anstandshalber.

„Im Kühlschrank“, sagte Frau Mayer-Bianco. „Er erklärte, er wäre Kapitän Cook und hätte gerade den Nordpol entdeckt. Ein hochbegabtes Kind! Deshalb wiederhole ich: nichts Aufregendes für Rainer, mein Frollein. Versteh'n wir uns?“

„Durchaus, gnä' Frau“, sagte Ilsegreg Henze.

Danach verschwand Frau Mayer-Bianco in die Oper.

Ilsegreg Henze ließ sich an Rainer-Detlefs Bettchen nieder und erzählte.

Der Warnung von Rainer-Detlefs Mama zufolge erzählte sie ihm nur einschläfernde, lebertranhafte Geschichten. Von Blumen, Wiesen, Wolken, Frühlingshimmel und Regenbögen, die an einem Ende anfangen und am anderen Ende wieder aufhören. Eigentlich nur um die Geschichte etwas zu . . . sagen wir: entlangwellen, flocht sie noch die unschuldige Figur des Klapperstorchs ein, der über die Wiesen und Blumen am Frühlingshimmel entlangflog und die kleinen Babys aus dem einsamen Waldteich fischte.

Drei Stunden vergingen.

Der kleine Rainer-Detlef war längst eingeschlafen. Auch Ilsegreg Henze überließ sich dem Schlummer und nickte an Rainer-Detlefs Bettchen ein. Träume überkamen sie.

Plötzlich biß sie etwas wahnsinnig ins Bein.

Mit einem Schrei fuhr Ilsegreg Henze in die Höhe.

Und starrte mitten in die leuchtenden Blauaugen von Rainer-Detlef, dem Kind mit der überentwickelten Phantasie.

„Kuckuck“, sagte das liebe Kind strahlend. „Ich bin der Klapperstorch. Im nächsten Jahr kriegst du Zwillinge.“

Felina Fink

Der Grubenzwerg Florian

„Jawoll, ich habe den Grubenzwerg Florian noch selbst kennengelernt“, behauptete Hannes Dinkelsiep. „Das war in Flöz Johann, so kurz nach der Jahrhundertwende, als ich eines Morgens . . .“

„Moment mal!“ unterbrach ihn ein Lehrhauer. „Wer ist denn eigentlich dieser komische kleine Florian?“

„Waaas?“ Hannes Dinkelsiep riß den Mund so weit auf, daß ihm fast der Priem herausgerutscht wäre, wenn er ihn nicht noch rechtzeitig genug mit einer geschickten Bewegung der Zunge zurückgeangelt hätte. „Waaas? Du kennst den guten alten Florian nicht? Weißt du nicht, daß er der berühmte Grubenzwerg ist, der alle 60 Jahre nur einmal erscheint?“

„Neel!“ antworteten alle Zuhörer im Chor.

Hannes Dinkelsiep schlug sich mit der rechten Hand vor die Stirn. „Seid ihr arme Leutel!“ brummte er. „Alle 60 Jahre erscheint der Florian, wie ich schon sagte, nur einmal. Und wenn er erscheint, darf der Kumpel, an den er sich wendet, drei Wünsche aussprechen. Ja, jahaha, da seid ihr platt! Und nun stellt euch vor, daß ich damals der Glückliche war!“

„Und was hast du dir gewünscht?“ wollten die Zuhörer wissen. Hannes Dinkelsiep schob seinen Priem in die andere Backenhälfte. „Nun haltet mal eure Babbelschnuten und hört fein zu!“ sagte er. „Das war so:

Eines Morgens, als ich gerade den halben Knapp herausgepickt hatte, spürte ich plötzlich, daß sich an meinem rechten Bein etwas bewegte. Nun müßt ihr wissen, daß ich gerade an meinem rechten Bein besonders empfindlich bin. Deshalb guckte ich gleich hin, als ich das Krabbeln verspürte, und wen sah ich da?“

„Florian!“ brüllten die Zuhörer.

„Richtig!“ bestätigte Hannes Dinkelsiep. „Der Kleine machte gerade eine Rutschpartie an meinem rechten Bein. „Laß dat man sein!“ brummte ich. Aber der Kleine grinste mich nur an und machte lustig weiter. Übrigens kann ich euch noch die Stelle an meinem rechten Bein zeigen, wo der Florian hin und her gerutscht ist. Hier, guckt mal!“

Hannes Dinkelsiep zog das rechte Hosenbein hoch und zeigte eine lange blaue Narbe.

„Das kann aber auch Kohle gewesen sein“, bemerkte jemand.

„Quatschkopp!“ brummte Hannes Dinkelsiep, als er sein rechtes Hosenbein herunterkrepelte. „So, nun paßt mal fein auf! Als ich den kleinen munteren Krabbel so beobachtete, fing er plötzlich an zu quasseln. Er wäre schon tausend mal tausend Jahre alt, erzählte er, und alle 60 Jahre einmal käme er hervorgekrochen, um einen besonders auserwählten Kumpel um drei Wünsche zu bitten. Ja, jahaha, nur an besonders auserwählte Kumpels wendet sich der kleine Florian. Und damals war ich eben an der Reihe. Nun stellt euch vor: auch mich bat der Florian um drei dicke Wünsche!“

„Und?“ fragten die Zuhörer.

Hannes Dinkelsiep zog seine buschigen Augenbrauen tiefer. „Zuerst“, sagte er, „also, zuerst wünschte ich mir mal Moneten, 'nen ganzen Sack voll Goldstücke, dann Gesundheit und schließlich jeden Tag 'ne Pulle Korn, von der besten Sorte.“

Die Zuhörer grinsten.

„Ihr seid Dummköpfe“, brummte Hannes Dinkelsiep unwillig. „Jedenfalls habe ich damals diese drei Wünsche vorgetragen, und der kleine Florian hat mich lange mit seinen Kaninchenaugen angeguckt und dann gesagt: ‚Gut, Hannes, du bist 'n prima Kumpel, und deshalb sollen deine Wünsche auch in Erfüllung gehen. Aber erst stelle ich eine Bedingung, von der die Erfüllung deiner drei Wünsche abhängt. Und dieses ist meine Bedingung: Lerne im Leben das rechte Maß an Zufriedenheit zu gewinnen!‘ So hat er gesagt, wörtlich, ich kann seine Worte nie vergessen. Ich sollte lernen, zufrieden zu sein, hatte der Kleine mir gesagt. Und – schwupps! – war er dann verschwunden.“

Hannes Dinkelsiep atmete tief, ehe er weitererzählte: „Ich traf den kleinen Florian dann jeden Tag. Er erschien immer, wenn ich den halben Knapp herausgepickt hatte. Natürlich erinnerte ich ihn an meine drei Wünsche. Er aber sprach nur von seiner Bedingung. ‚Du mußt dich besser mit deiner Frau vertragen!‘, sagte er. ‚Und du mußt auch deine Nachbarn grüßen.‘ Tja, und dann sagte er mir noch, meine Schwiegermutter wäre doch auch 'n ganz netter Mensch, und ich sollte nicht immer die anderen Mädchens so scharf angucken, und es wär' auch nicht schön, dem Fritz seine Tauben, die immer nur gewinnen, mit Steinen zu bewerfen . . .

Eigentlich hatte er ja recht, der kleine Florian. Und ich hab' mich dann auch tüchtig bemüht, 'n anständiger Mensch zu werden und die Bedingung des Grubenzwerges zu erfüllen.

Schließlich gelang mir das auch – genau am letzten Tag, den ich im Pütt verbrachte.

Da erschien der Florian wieder und sagte: ‚Na, Hannes, du hast meine Bedingung erfüllt. So gefälltst du mir. Bist du nun glücklich und zufrieden?‘

„Jau!“ sagte ich mit Donnerstimme, denn ich war wirklich glücklich und zufrieden geworden, während ich mich bemüht hatte, die Bedingung des kleinen Grubenzwerges zu erfüllen.

Da nickte der Florian mir freundlich zu und sprach: ‚Gut so, Hannes! Glück und Zufriedenheit aber sind mehr wert als ein Sack, der mit Goldstücken gefüllt ist. Also ist dein erster Wunsch damit mehr als erfüllt. Gesundheit – das verspreche ich dir – wird dir noch lange beschieden sein. Und deine tägliche Pulle Korn – na, die gönnst du dir sowieso. Glückauf, Hannes!‘

Und – schwupps! – war er wieder weg!“

Die Zuhörer atmeten auf, und Debrowiaks Anton bestellte noch eine Runde.

„Das war schön“, sagte einer, und alle anderen nickten.

„Nun sage mal, Hannes“, meldete sich einer, „ist die Geschichte denn überhaupt wahr, die du uns erzählt hast? Gibt es den kleinen Grubenzwerg wirklich?“

Hannes Dinkelsiep erhob sich umständlich. „Jau!“ sagte er. „Alle 60 Jahre erscheint der kleine Florian einmal. Paßt mal fein auf, wenn ihr morgen früh in euren Knäppen steht! Die 60 Jahre sind jetzt wieder 'rum . . .“

Dr. Erdmann

WERK und WIR

Eine Zeitschrift für die Mitarbeiter der Hoesch Aktiengesellschaft. Herausgeber: Hoesch Aktiengesellschaft, Dortmund

Verantwortlich für WERK UND WIR Hoesch Aktiengesellschaft: Dr. jur. Harald Koch. Redaktionsleitung: Hanns Meseke. Redaktion: Erhard Jahn und Rolf Grötting. Anschrift der Redaktion: Dortmund, Eberhardstraße 12. Telefon 8041. Fernschreiber 0822294/0822123. Grafische Gestaltung: Harry Esser, Dortmund. Druck: DuMont Presse, Köln.

Verantwortlich für WERK UND WIR Hoesch Aktiengesellschaft Ausgabe BERGBAU, Seiten [13] bis [24] Willi Laser. Redaktionsleitung: Hanns Meseke. Redaktion: Erhard Jahn und Rolf Grötting. Anschrift der Redaktion: Dortmund, Eberhardstraße 12. Telefon 8041. Fernschreiber 0822294/0822123. Grafische Gestaltung: Harry Esser, Dortmund. Druck: DuMont Presse, Köln.

Verantwortlich für WERK UND WIR Hoesch Aktiengesellschaft Ausgabe WESTFALENHÜTTE, Seiten [33] bis [64]: Walter Hölkeskamp. Redaktionsleitung: Johannes Hoischen. Anschrift der Redaktion: Dortmund, Eberhardstraße 12. Telefon 8041. Fernschreiber 0822123/0822294. Druck: Westfalendruck, Dortmund.

Nachdruck von Beiträgen dieses Heftes honorarfrei gegen Quellenangabe und zwei Belegexemplare gestattet, ausgenommen die im Inhaltsverzeichnis mit □ gezeichneten Berichte und die Beiträge auf dem Werkdruckblatt. WERK UND WIR erscheint monatlich und wird kostenlos an alle Belegschaftsmitglieder abgegeben.

Bildnachweis: Titel- und Rückseite: Erich Kreuzner, Dortmund; Farbinnenseiten: Manfred Kampmann, Erich Kreuzner, beide Dortmund; Heinz Müller-Brunke, Grassau, Obb.; Bild des Monats: Irmgard Steinfurth, Dortmund. Schwarz-Weiß-Aufnahmen: Fotoabteilung Hoesch AG; Fotostelle der Westfalenhütte; Bundespräsidialamt; Deutscher Gewerkschaftsbund; Deutsches Museum München; NRW-Arbeitgeberverband; Hauptverband der Gewerblichen Berufsgenossenschaften; Süddeutscher Verlag, München; Restemeier, Dortmund; Josef Ritz, München; Ullstein-Bilderdienst; Europäische Verlagsanstalt; Dr. Horst Reimann; Verlag Kurt Desch, München; dpa; Archiv des Gesamt-europäischen Studienwerkes, Vlotho. Zeichnungen: Ulrik Schramm, Feldafing; Hans Gelsen, Heinz Kallsch, Dortmund.

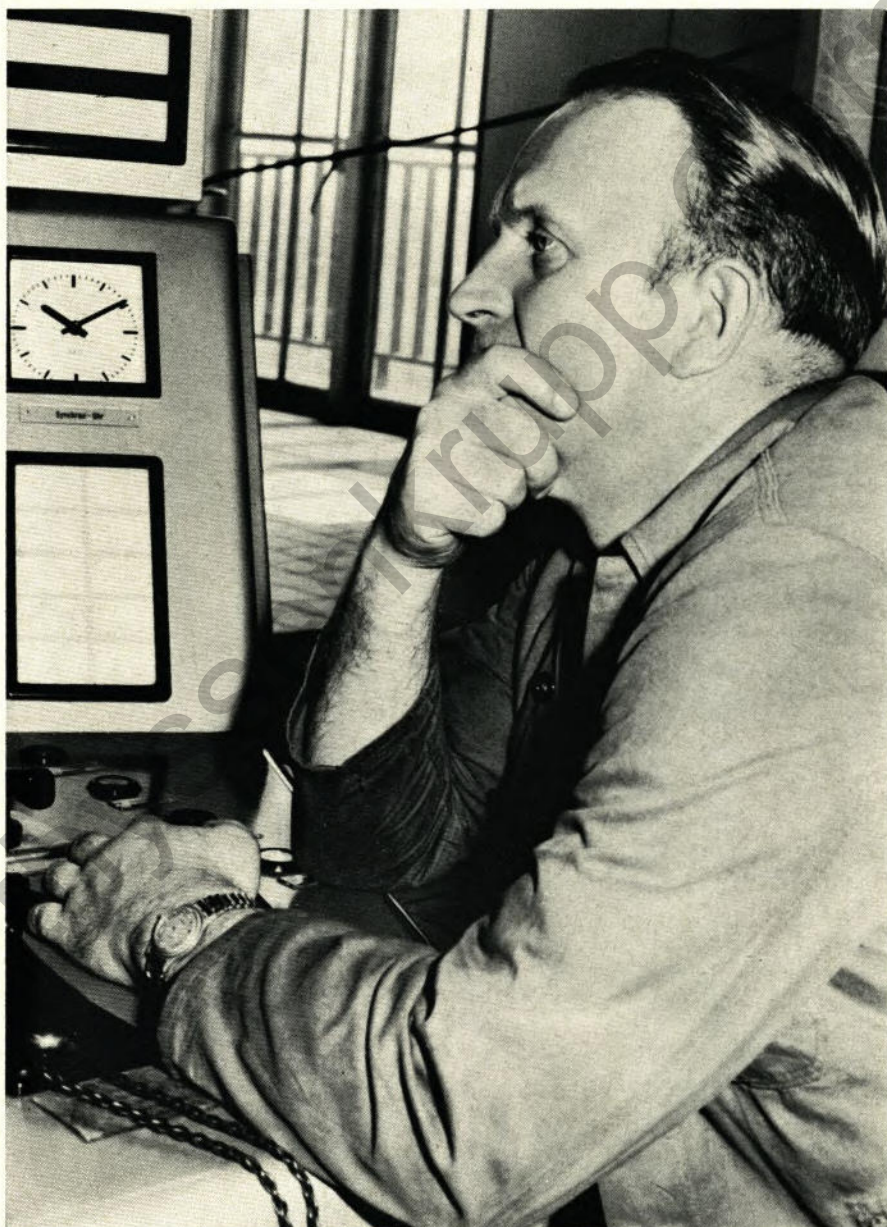


Foto-Wettbewerb

- ① Lothar Bedorf Hoesch AG Westfalenhütte
- ② Jakob André Hoesch AG Bergbau
- ③ Karl-Heinz Bulasch Hoesch AG Bergbau
- ④ Josef Köstermeier Hoesch AG Bergbau
- ⑤ Heinz Köstermeier Hoesch AG Bergbau



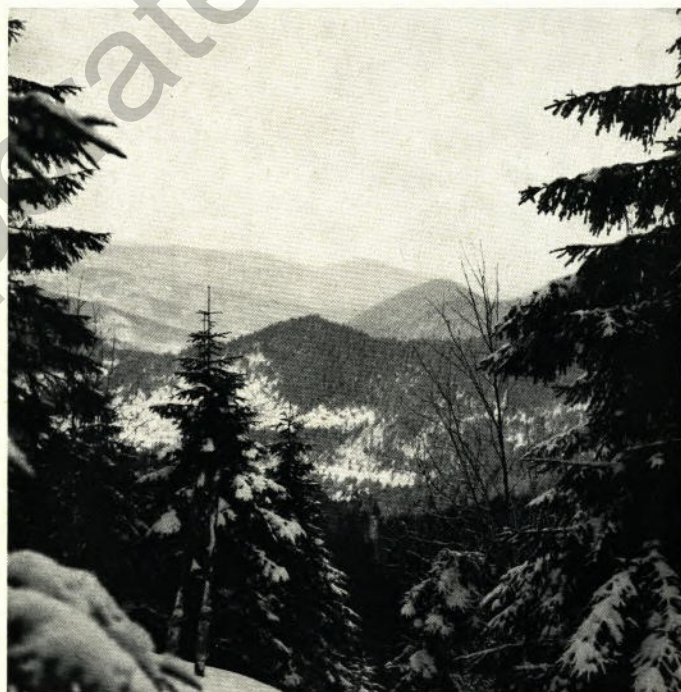
①



②



③



④



⑤

